

magazin

Jetzt nicht
Wer auch mal
Nein sagt, ist ein
besserer Kollege

Seite 30

Teller statt Tonne
Wir werfen zu viel
Essen weg – es
geht auch anders

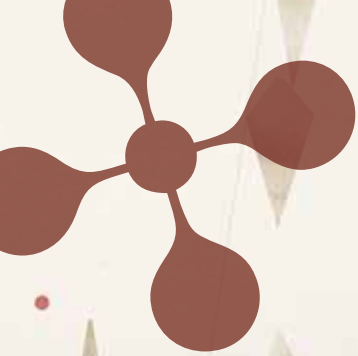
Seite 32

Heimat im Hafen
Im „Duckdalben“
gehen Seeleute
vor Anker

Seite 26

Endlich selber wohnen!

Gerhard D., geistig behindert, ist
umgezogen: aus dem Heim in eine
Wohngemeinschaft



Diagnose Parkinson

edition  chrismon



„Darf ein Mensch, der unheilbar krank ist, fröhlich sein? Darf einer, der unheilbar krank ist, Witze machen über sich und seine Krankheit? Darf einer, der Parkinson hat, seine Krankheit als ‚Genosse Parkinson‘ bezeichnen? Ja, er darf. Und er ist gesegnet, wenn er es kann. So einer ist Stefan Berg.“

WOLFGANG KRACH,
stellvertretender Chefredakteur
der „Süddeutschen Zeitung“

Stefan Berg

ZITTERPARTIE Eine Erzählung

Die Diagnose, die ihm die Ärzte präsentieren, ist eindeutig: Morbus Parkinson. Nun zittert nicht nur die Hand, jetzt verschwimmen auch Gedanken und Erinnerungen. Eine Frau taucht auf in seinem durcheinandergeratenen Leben. Ihre Lebensgeschichte weist erstaunliche Parallelen zu seiner auf. Sie kommen sich näher, bis seine Krankheit auch sie erfasst.

Die erste Erzählung von Stefan Berg gibt Einsichten in die Gedankenwelt eines unheilbar Kranken. Stefan Berg, geboren 1964, selbst an Parkinson erkrankt, arbeitet seit 1996 beim „Spiegel“.

128 Seiten, geb., mit Lesebändchen, 13 x 18 cm
ISBN 978-3-86921-089-6 **12,90 €**

 **Bestellen Sie jetzt!**

Telefon **0800/247 47 66** (gebührenfrei), Fax **069/580 98-226**, E-Mail **bestellung@chrismonshop.de**,
im Internet unter **www.chrismonshop.de** oder bei **Ihrem Buchhändler**.

Inhalt

4	Panorama
	Titelthema
8	Endlich selber wohnen: Geistig behinderte Menschen ziehen in eigene Wohnungen und leben jetzt fast wie andere Menschen auch
14	Interview Wenn alle mitziehen, können geistig behinderte Menschen gleichberechtigt in der Gesellschaft leben, meint Michael Conty
	Spektrum Diakonie
16	Diakonie und Kunst Pfarrer Thomas Hübner beschreibt, warum uns ein Bild die Augen öffnen kann
24	Meinung Maria Loheide: Nichts ist gut bei bei der Pflegeversicherung
26	Reportage Ein paar Stunden runter vom Frachter und entspannen im Seemannsclub Duckdalben
32	Eine Welt Teller statt Tonne: eine Aktion gegen die Verschwendung von Lebensmitteln
34	Meine Geschichte Kein Alkohol mehr: Heute übersteht Uwe Schmutzler auch Krisen, ohne wieder zu trinken
	Lebenskunst
18	Vermischtes
19	Aus den Werkstätten der Diakonie Toll für Kinder: Küche mit ausziehbarem Podest
20	Kultur
22	Reise Der Bodensee direkt vor der Tür: Urlaub im Haus Fischbach bei Friedrichshafen
30	Lebensfragen Wer Nein sagen kann, schon seine Kräfte und gewinnt Kontur
35	Impressum



Titelthema

Raus aus dem Heim und Wohnen üben: Jürgen F. lebt jetzt in einer Wohngemeinschaft



Reportage

Antonel Mardunovic ist monatelang auf See und er fragt sich, wie es seiner kleinen Tochter wohl geht



Reise

Direkt am Wasser: Das Haus Fischbach am Bodensee lädt ein zu entspannten Urlaubstagen



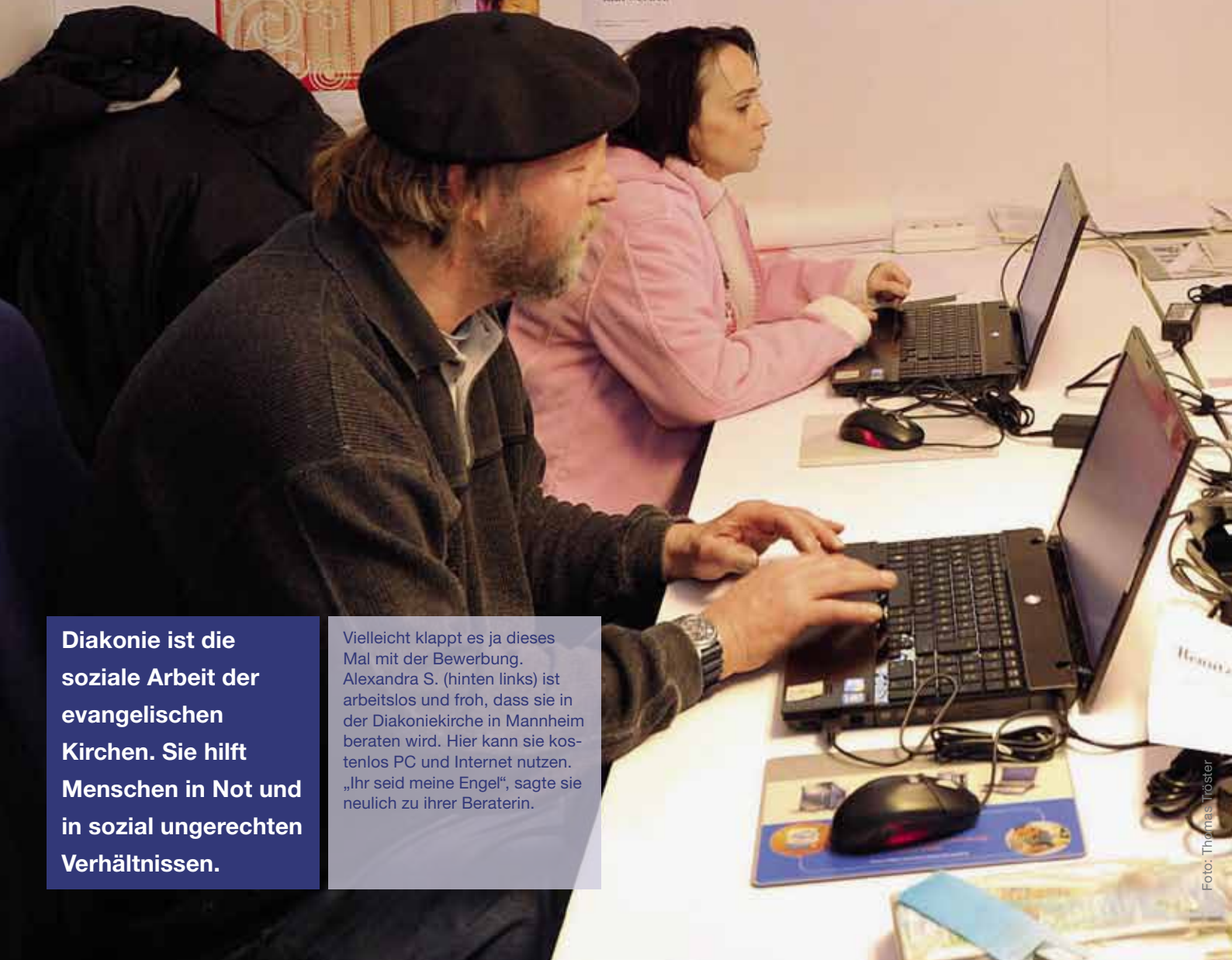
Eine Welt

Zu viele Lebensmittel landen bei uns im Müll. Die junge Frau in Indien geht sorgsamer damit um



Assessment heißt, sich über sich selbst und seine Zukunft klarwerden

dieser PC-Platz ist nur für Mitarbeiter:innen!



Diakonie ist die soziale Arbeit der evangelischen Kirchen. Sie hilft Menschen in Not und in sozial ungerechten Verhältnissen.

Vielleicht klappt es ja dieses Mal mit der Bewerbung. Alexandra S. (hinten links) ist arbeitslos und froh, dass sie in der Diakoniekirche in Mannheim beraten wird. Hier kann sie kostenlos PC und Internet nutzen. „Ihr seid meine Engel“, sagte sie neulich zu ihrer Beraterin.



Die Diakoniekirche bietet nicht nur Gottesdienste, sondern auch praktische Hilfe an: Rechts- und Sozialberatung, Computerkurse oder Unterstützung bei Bewerbungsschreiben. Wer mag, kann aber auch einfach im Café Zeitung lesen, plaudern oder Beistand bei Gemeindepfarrer Vincenzo Petracca suchen.
www.diakoniekircheplus.de

Panorama



Engagiert beim Vorlesen: Viele Menschen kümmern sich um andere



Marguerite Alcindor in Port-au-Prince hat zehn Hühner bekommen, der Start für eine kleine Hühnerzucht

Es sind viel mehr als erwartet: 700.000 Freiwillige!

■ ■ Diese Zahl ist weitaus höher als bisher angenommen: ■ ■ 700.000 Menschen arbeiten ehrenamtlich mit in den Diensten und Einrichtungen der Diakonie. Das ist das Ergebnis einer repräsentativen Umfrage des Diakonischen Werkes der EKD. Sie entstand im Zusammenhang mit den Aktivitäten zum letztjährigen Jahresthema der Diakonie „Freiwilliges Engagement“.

Die Befragung unter 1.500 Einrichtungen und Diensten der Diakonie sowie unter 1.000 freiwillig Engagierten ergab, dass die meisten weiblich, älter als 60 Jahre und etwa zehn Stunden pro Monat tätig sind.

In nahezu jedem Arbeitsfeld der Diakonie sind Freiwillige engagiert, am häufigsten in der Altenhilfe und in den Diensten für Menschen in besonderen Lebenssituationen, wie zum Beispiel der Obdachlosenhilfe oder der Behindertenhilfe.

Die Ergebnisse der Studie werden demnächst als Diakonie-Text veröffentlicht und sind zu erhalten unter:

www.diakonie.de/texte

Sturmfest und erdbebensicher: 600 Häuser und drei Schulen

■ ■ Auch zwei Jahre nach dem Erdbeben auf Haiti kommt ■ ■ der Aufbau nur langsam voran. Immer noch leben eine halbe Million Menschen in Lagern. Daher ruft die Diakonie-Katastrophenhilfe zu weiteren Spenden auf. Das evangelische Hilfswerk errichtet zurzeit mit Unterstützung des kanadischen Roten Kreuzes im Südosten der Insel 600 Häuser – keine provisorischen Unterkünfte, sondern feste Gebäude. So entstanden im Südwesten und im Südosten schon insgesamt 1.200 sturm- und erdbebenfeste Häuser. Auch drei Schulen und drei Gesundheitszentren wurden von der Diakonie-Katastrophenhilfe wieder aufgebaut. Die Erdbebenopfer lernen auch, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, indem sie geschult werden, Gemüsegärten anzulegen und Mais und Getreide anzubauen. Seit dem Erdbeben vor zwei Jahren hat die Diakonie-Katastrophenhilfe 17 Millionen Euro an Spenden für Nothilfe und Wiederaufbau erhalten. Spendenkonto 502 707, Postbank Stuttgart, BLZ 600 100 70, Stichwort „Erdbebenhilfe Haiti“.

www.diakonie-katastrophenhilfe.de

Diakonie Zahl des Monats

180.000

freiwillig engagierte Personen sind bundesweit in Einrichtungen und Diensten der Diakonie für Menschen mit Behinderung und/oder psychischer Erkrankung tätig.

Quelle: Statistische Erhebung zum freiwilligen Engagement in der Diakonie, bisher unveröffentlicht.

© Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e.V., Stafflenbergstr. 76, 70184 Stuttgart. Kontakt: Dr. Wolfgang Schmitt, Arbeitsfeld Statistik im Zentrum Kommunikation, Telefon +49 711 2159-131, Telefax +49 2159-566, statistik@diakonie.de, www.diakonie.de

Alles, was man wissen muss: Portal zu sozialen Berufen

■ ■ Altenpflege, Ergotherapie, Religionspädagogik, Heilerziehungspflege und noch viele andere Ausbildungen kann man bei der Diakonie absolvieren. Sie werden vorgestellt in einem neuen Web-2.0-Angebot zu sozialen und pflegerischen Berufen. In Video- und Textreportagen erzählen Auszubildende und Studierende von ihrer Motivation und ihrem Ausbildungsalltag. Eine Fülle von weiteren Informationen machen das Portal zu einer Fundgrube für alle, die sich für einen sozialen Beruf interessieren. www.soziale-berufe.com

„Ist das jetzt gut, was ich hier mache?“

Das fragt sich Torben Schmidt oft am Tag. Er betreut in seinem Team acht Menschen, die schwerstement sind. Die meisten sprechen gar nicht oder wenig. Schmidt ist Alten- und Palliativpfleger im Heywinkel-Haus in Osnabrück, das für sein innovatives Konzept in der Betreuung schwerst demenziell Erkrankter vom Niedersächsischen Sozialministerium ausgezeichnet wurde.

Neu ist, dass Pflege und Betreuung sich ausrichten auf jeden einzelnen Menschen in einer sogenannten Pflegeoase – einem großen Raum mit mehreren Betten. Die Bewohner können sich aber auch jederzeit in ihr Einzelzimmer zurückziehen. Torben Schmidt findet es gut, dass er als Pfleger kurze Wege und daher häufiger Kontakt hat und individuelle Veränderungen bei seinen Schützlingen schneller bemerkt. Es gehe darum, eine neue Sensibilität zu entwickeln, denn reden kann er

mit seinen Betreuten ja kaum, und er fragt sich oft: „Ist das jetzt gut, was ich hier mache, ist das richtig, wie kommt das an?“

Schmidt ist auf nonverbale Gesten angewiesen, ein Händedruck, auch mal ein Lachen – und eine abweisende Miene sagt ihm auch viel. „Aber es ist keiner da, der sagt: Das haben Sie aber gut gemacht.“ Erfüllung findet er trotzdem. „Vor allem durch Kleinigkeiten, ein dankbares Lächeln oder einen Erfolg – wenn der Bewohner auf einmal den Becher selber zum Mund führen kann.“ Es sind solche Erlebnisse, die ihn immer wieder in seiner Berufswahl bestätigen. Zunächst hatte er einen ganz anderen Beruf gewählt. Der Zivildienst in einem Altenheim war dann ein Schlüsselerebnis, erinnert er sich: „Der Umgang mit den Menschen, das Team, die spannende und abwechslungsreiche Arbeit – da wusste ich: Das will ich machen.“

Der Ostwestfale hat sich für eine Aufgabe mit Zukunft entschieden. Die Menschen in Deutschland werden älter, die Zahl der Demenzkranken steigt. Allein wegen der guten Jobaussichten sollte sich aber niemand für die Altenpflege ausbilden lassen, so Schmidt. „Man muss bereit sein, zu berühren und berührt zu werden.“ Sensibilität sei entscheidend: „Man muss sich bewusst machen, dass man nicht mit Autoteilen arbeitet, sondern mit Menschen.“ Zum Interview mit ihm und Kolleginnen: www.diakonie.de/diakonie-news-188-mitarbeitende-und-demenz-bereit-sein-zu-beruehren-und-beruehrt-8428.htm

Gesichter der Diakonie



Torben Schmidt, 37, ist Alten- und Palliativpfleger. Sensibilität ist entscheidend, findet er

Mayrs Spitze



Edelsteine per Post – und die Wohlfahrt hat auch was davon

Edelsteine sind seit jeher der Inbegriff von Kostbarkeit und Unvergänglichkeit. Diese hier sind natürlich nicht ganz echt, aber sie wirken doch ziemlich plastisch. Wie das? Wenn man auf der neuen Wohlfahrtsmarke den blauen Saphir, den roten Rubin oder den grünen Smaragd bewegt, entsteht der Eindruck von echtem Schliff – durch die Veredelung mit Iridinlack. Die Wohlfahrtsmarken gibt es im Wert von 55 + 25 Cent für den Standardbrief, 90 + 40 Cent für den Kompaktbrief und 145 + 55 Cent für den Großbrief. Der wahre Wert der Marken verbirgt sich hinter dem „Plus“: Die Erlöse aus dem Verkauf fließen in die soziale Arbeit von AWO, Caritas, Paritätischem Wohlfahrtsverband, DRK, Diakonie und der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland.



„Wahre Werte“ ist das Kampagnenmotto für die neuen Wohlfahrtsmarken. Dafür stehen die drei Motive Rubin, Smaragd und Saphir.

Mehr Informationen auf www.diakonie.de oder
Telefon: 0711-2159230,
E-Mail: roesiger@diakonie.de

Titelthema



A bright, sunlit living room with a white sofa and colorful toys on the floor. The scene is filled with natural light from a window, creating a warm and airy atmosphere. In the foreground, there are several colorful wooden toys, including blocks and rings, scattered on a dark surface. The background shows a white sofa and a window with a view of a cityscape.

Hell blitzen die Häuser

Menschen mit geistiger Behinderung wollen leben wie alle anderen auch. Eigentlich selbstverständlich. Aber in Deutschland hat es Jahrzehnte gedauert, bis das möglich war. Für Volker G., Gerhard D. und Martin H. ist es jetzt so weit: Sie ziehen um in die eigene Wohnung, alles ganz neu. Die Geschichte eines Aufbruchs

Fotos: Bernd Roselieb



Toll, so eine neue Wohnung! Mitarbeiter Andreas Moser (oben rechts) teilt die Freude mit Volker G. und Gerhard D.

Jürgen F. (unten rechts) bespricht mit Mitarbeiter Daniel Weigmann, wann er Rasen mäht und wann er den Senioren im Altenheim vorliest

■ ■ Hier ist das Leben eine Baustelle: An der Hundertwasserallee in Ober-Ramstadt riecht es nach Beton, Bagger schütten Schotter auf. Dieser Montag ist ein besonderer Tag; einer, auf den Amin Ali und sein Team fast zwei Jahre lang hingearbeitet haben. Sie ziehen ein in das Haus im 15.000-Einwohner-Städtchen im Odenwald. Sie sind die ersten Bewohner. Es sind besondere Menschen, die hier ihr neues Zuhause haben. Christoph S. und Martin H., Volker G., Karl W. sowie die Brüder Wolfgang und Gerhard D. sind geistig behindert. Lange Zeit haben sie in Nieder-Ramstadt gelebt, auf dem Kerngelände der Diakonie. In einem wilhelminischen Gebäude mit Uhrtürmchen und langen Fluren. Wenig Privatsphäre gab es im Bodelschwinghaus. Das soll nun anders werden.

Neugierig schauen die Männer aus dem Bus. Der Fahrer kennt sich noch nicht aus im Neubaugebiet; ein ehemaliges Industriegelände, wo Autos und Panzerketten produziert wurden. Er fährt erst an den winkenden Betreuern vorbei. Dann kommen die Umzügler endlich an. Tagsüber haben sie in der Werkstatt für Menschen mit Behinderung gearbeitet. Jetzt verbringen sie den Feierabend zum ersten Mal im neuen Zuhause. Und staunen: Karl W., der Kickerfreund, über seine Deckenlampe in Form eines Fußballplatzes. Der blinde Martin H. über den Aufzug. Die Brüder Wolfgang und Gerhard darüber, dass nun jeder sein eigenes Zimmer bekommt. Manche werden vor Aufregung nicht einschlafen können.

Amin Ali ist zufrieden. Aus seinem Projekt wurde Wirklichkeit. Schon in zwei Tagen wird die nächste Gruppe umziehen.

Bis in die Details hat der Heilerziehungspfleger, der schon seit 25 Jahren bei der Nieder-Ramstädter Diakonie (NRD) arbeitet, diesen Umzug geplant. „Sicherheit durch Struktur“ war der Arbeitstitel. Für Struktur sorgen zum Beispiel die Farben der Flure: Jede Etage der beiden Passivhäuser ist in einer eigenen Farbe gehalten.

Die Pläne und Bilder des Neubaus hingen über Monate am Schwarzen Brett des alten Heimes. Nachbarn, Kirchengemeinde und Sportvereine rund um das Neubaugebiet waren zum Tag der offenen Tür eingeladen. In den umliegenden Geschäften zeigten Porträts die neuen Bewohner, versehen mit einem kurzen Text über ihre Persönlichkeit: „Herr K. ist ein sehr hilfsbereiter lieber Mensch, die Brüder D. lieben Gewitter...“

Das Projekt Hundertwasserallee in Ober-Ramstadt ist eines von vielen in der NRD. In einem gewaltigen Umstrukturierungsprozess, der 2005 begann, verändert sich die Nieder-Ramstädter Diakonie, ehemals Anstalt für Epileptische in Hessen. Sie möchte dezentraler und regionaler werden und 400 stationäre Wohnplätze über Südhessen verteilen. Die über hundert Jahre alte Stiftung im hessischen Mühlthal, wenige Kilometer östlich von Darmstadt, will künftig keine Anstalt mehr sein, die Behinderte von der Gesellschaft abschirmt; sie zentral auf Stationen betreut. Die Bewohner sollen in kleinen Gruppen in den umliegenden Städtchen eine Bleibe finden und ein selbstbestimmtes Leben führen – unterstützt von ihren Betreuern. „Wir sind dem Wunsch unserer Klienten gefolgt“, sagt Hans-Christoph Maurer vom Vorstand der NRD. Mitte der neunziger Jahre mussten die Vorstandsmitglieder entscheiden, ein fast hundert Jahre altes Gebäude auf dem parkähnlichen Gelände für viel Geld zu sanieren oder sich für ein anderes Konzept zu entscheiden. „Große Häuser waren für uns kein Modell für die Zukunft, sie wurden nicht mehr nachgefragt“, sagt Maurer.

Nun geht es um die Bedürfnisse der Menschen. Wie Jürgen F. (72), der nach 55 Heimjahren wieder zurückgezogen ist in

Die Menschen wohnen lieber in kleinen Gruppen als in großen Heimen

den Stadtteil, in dem er als Kind zur Schule ging. Noch heute kennt er dort Nachbarn. Im umgebauten Einfamilienhaus in der Paul-Wagner-Straße im Darmstädter Stadtteil Bessungen lädt er zu einer Tasse Kaffee in sein Zimmer ein. Sein Kinderfoto hängt an der Wand, ein Lausbub in Lederhosen. F.'s Mutter, 96 Jahre alt, lebt in der Nähe in einem Altersheim. Jürgen F. teilt sich das Haus mit acht anderen Bewohnern. „Ich bin's Mädchen für alles“, sagt er in breitestem Hessisch. Er hilft in seiner Wohngruppe beim Rasenmähen und Schneeschippen. Wichtiger noch findet Betreuer Daniel Weigmann, dass F. nun Ausflüge nach Frankfurt am Main und Heidelberg macht und mit der Straßenbahn ins Theater fährt. Alle vierzehn Tag liest Jürgen F. Senioren in einem Altenheim in Dieburg vor.

„Ran ans Leben“, sagt Vorstand Hans-Christoph Maurer.



Die Bagger vor den Fenstern
verschwinden bald. Jetzt kommen
die Spielzeugkräne.
Karl W. (oben) hat viel zu tun. Wenn
er müde ist, fläzt er sich zu
Volker G. und Bernd A. (unten
Mitte) aufs Sofa



Das ist das oberste Kriterium bei der Standortsuche für die Wohnprojekt-Häuser. Einen Ausflug machen wie F., ein Eis essen gehen, im Supermarkt einkaufen, all diese Unternehmungen waren schwer zu realisieren auf dem Kerngelände. „Unsere Bewohner sind in den zwei Jahren, in denen sie hier leben, viel selbständiger geworden“, sagt Heilerzieher Daniel Weigmann. „Die Eigeninitiative hat zugenommen.“ Wer Hunger hat, bereitet sich in der Küche eine Zwischenmahlzeit zu und wartet nicht, bis das Essen kommt. Die Bewohner können sich zurückziehen. Das bringt auch Herausforderungen für Betreuer und Bewohner: Wäsche waschen, Essen einkaufen, Kochen – das haben früher die zentrale Dienste gemacht. Nun muss das Haus für sich sorgen. Wie eine Familie.

Dezentralisierung ist eben mehr, als Anstalten zu schließen: Die Dienstleistungen verändern sich. Die Bewohner sind nicht mehr Objekte der Fürsorge; sie sind Individuen mit eigenen Wünschen und Vorstellungen. Oder, wie es der Vorsitzende des Bundesverbandes der evangelischen Behindertenhilfe, Michael Conty, formuliert: Die Hilfe kommt zum Menschen, und nicht der Mensch zur Hilfe. Die Vereinten Nationen haben in einer Konvention aus dem Jahr 2006 klargestellt: Menschen mit Behinderung sollen an der Gesellschaft teilhaben, unabhängig vom Schweregrad ihrer Behinderung. Sie sollen die Möglichkeit haben, ihren Wohnsitz zu wählen und zu entscheiden, wo und mit wem sie leben. Sie sind nicht verpflichtet, in besonderen Wohnformen zu leben. Die Konvention ist inzwischen deutsches Recht.

Nur noch 13 Prozent der jungen Menschen mit geistiger Behinderung, so zeigt die Studie „Wohnen inklusiv“ von Heidrun Metzler und Christine Rauscher, sagen: Das Leben in Heimen ist erstrebenswert. Die Mehrheit will in einer Wohngemeinschaft leben. Dennoch bleiben mehr als die Hälfte von ihnen bei ihren Eltern. Auch dies ist ein Ziel der Konvention: Jugendlichen mit Behinderung die Möglichkeit zu geben, unabhängig vom Elternhaus zu sein.

Keine einfache Entscheidung. Mehr als die Bewohner und Mitarbeiter mussten laut Hans-Christoph Maurer die Angehörigen davon überzeugt werden, dass die neuen Wohnformen eine positive Entwicklung bewirken können. Es sind vor allem Sorgen über die medizinische Versorgung, die Angehörige und gesetzliche Betreuer umtreiben. „Da gibt es ganz viel

Weiterführende Informationen

Die Nieder-Ramstädter Diakonie wurde 1898 gegründet. Sie bietet in Hessen und Rheinland-Pfalz vielfältige Wohn-, Arbeits- und Betreuungsmöglichkeiten an. Informationen gibt es im Internet unter: www.nrd-online.de

Der Bundesverband evangelischer Behindertenhilfe (BeB) ist ein Zusammenschluss von evangelischen Einrichtungen, Diensten und Initiativen. Er fördert, unterstützt und begleitet Menschen mit Behinderung oder psychischer Erkrankung und deren Angehörige. Infos unter: <http://www.beb-ev.de>.



Kommunikationsbedarf“, sagt der Vorstand der NRD, „Wir müssen reden, reden, reden, die Fragen ernst nehmen, bis die Angehörigen merken: Das funktioniert ja.“ Maurer hält es für möglich, dass Menschen mit schwersten Behinderungen in Wohngemeinschaften leben. „Auch sie wollen im Café sitzen und unter Menschen kommen. Da dürfen wir nicht wieder eine Gruppe isolieren.“

Wie die Balance zwischen Schutzbedürftigkeit und Selbstständigkeit gelingt, weiß Werner Bloßfeldt, erfahrener Betreuer der Hausgemeinschaft Beethovenring in Seeheim-Jugendheim. In dem umgebauten Einfamilienhaus leben auf 200

„Unsere Bewohner sind in der WG viel selbständiger geworden“

Quadratmetern seit 2009 neun Menschen mit Behinderung. Es ist Samstagnachmittag, Kaffeezeit, auf dem Tisch stehen Kuchen und Obst. Bloßfeldt will erzählen, doch der 21-jährige Michael S. kommt auf den Knien hereingerutscht und macht mit Gesten und Tönen auf sich aufmerksam. Jessica H., 18 Jahre alt, schmolzt, sie will lieber ihre Ruhe und sich in ihr Zimmer zurückziehen. Sven M. kommt nicht zum Kaffee, er plant gerade mit seiner Mutter seinen Auszug ins Betreute Wohnen. Wie kommen die Bewohner, die recht unterschiedliche Behinderungen haben, miteinander zurecht? „Hier gibt es Spannungen wie in jeder WG“, sagt Bloßfeldt, „wer spült, wer macht den Abwasch, wer kehrt den Gehweg? Wir lernen ständig voneinander, auch, wie man Konflikte löst.“ Bloßfeldt, seit 1973 in der Sozialarbeit beschäftigt, glaubt, dass die Häuser helfen, eine größere Nähe zwischen Bewohnern und Betreuern zu



schaffen. Auch weil es früher, auf dem zentralen Gelände, eine höhere Fluktuation unter den Mitarbeitern gab.

Heute ist es möglich, größere Freiräume auszuloten. Elke F. erzählt stolz, wie sie zum ersten Mal allein nach einer Theatervorstellung mit der Straßenbahn nach Hause gefahren ist. Ein jüngerer Bewohner, früher Epileptiker, aber seit Jahren frei von Anfällen, wünschte sich nichts sehnlicher, als morgens die Brötchen beim Bäcker zu holen. Jetzt klappt das – auch weil die Nachbarn ihn kennen und im Notfall helfen könnten.

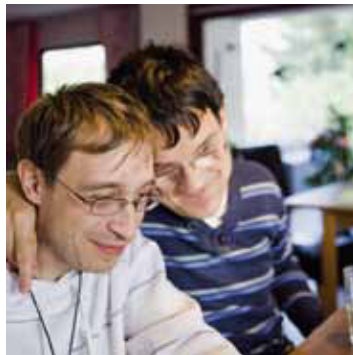
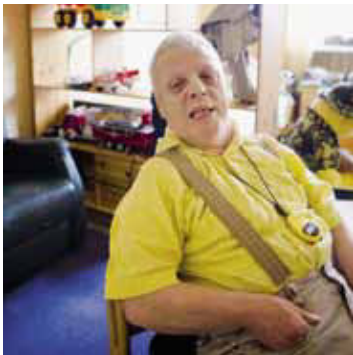
Allerdings gibt es auch Nachbarn, die ihre Zäune höher ziehen; Kinder, die erzählen, ihre Mama hätte ihnen verboten, die neuen Bewohner zu besuchen. Werner Bloßfeldt nimmt so etwas leicht. „Die Ängste vor dem Anderssein anderer sind nicht mehr so stark, es gibt viele positive Beispiele, wir werden einander schon kennen lernen.“ „Nur Bürger können Bürger

Morgens allein Brötchen holen – das klappt jetzt alles

integrieren“, sagt auch Vorstand Hans-Christoph Maurer. Er verwendet den Begriff Inklusion nicht gerne. Der bezeichnet für ihn den Idealzustand: dass alle schon dazu gehören. „Aber davon sind wir noch sehr weit entfernt.“ Maurer spricht lieber von Integration. Das beschreibe den Prozess, den die Gesellschaft noch vor sich habe.

Bis 2018 will die NRD die restlichen 360 zentralen Heimplätze in die Region verlagern; dann wird auf dem Kerngelände ein neuer Stadtteil entstanden sein. Schon jetzt tummeln sich im Erdgeschoss des Bodelschwinghauses 30 Kinder der Kita „Farbenfroh“, ein Altenpflegezentrum ist geplant, ein Mehrgenerationenhaus angedacht. Einen bunten Stadtteil. Hans-Christoph Maurer freut sich darauf. Und hat eine Vision: „Dass in Zukunft Menschen mit Behinderungen so unterstützt werden, dass sie jede Wohnform wählen können.“

Kerstin Klamroth



Manchmal braucht man einfach Distanz. Wie gut, dass der Raum dafür vorhanden ist. Ulrich B., Bernd A., Hans H. und Martin H. (oben) leben sich gerade ein



URLAUB IN SACHSEN OHNE BARRIEREN

Die kostenfreie Broschüre „Sachsen Barrierefrei“ stellt Ihnen 98 barrierefreie Unterkünfte und 340 barrierefreie Kultur- und Freizeiteinrichtungen in allen sächsischen Ferienregionen und den Städten Dresden, Leipzig und Chemnitz vor. Den Schwerpunkt bilden touristische Ziele, vor allem aus dem Kunst- und Kulturbereich. Alle Angebote finden sie auch in der Online-Datenbank www.sachsen-barrierefrei.de.

Kontakt

Tourismus Marketing Gesellschaft Sachsen mbH
Bautzner Straße 45-47 · 01099 Dresden
Tel. 0351-491700 · info@sachsen-tour.de
www.sachsen-barrierefrei.de

SACHSEN. LAND VON WELT.

Interview

Michael Conty, Vorsitzender des Bundesverbandes evangelische Behindertenhilfe (BeB)

Mehr Vernetzung im Stadtteil

Menschen mit Behinderungen müssen individuell unterstützt werden, meint Michael Conty

In Deutschland war es lange Konsens, dass Menschen mit Behinderung ausgegrenzt lebten. Was war der Grund dafür?

Die Separation von Menschen mit Behinderung aus der Gesellschaft begann in Deutschland mit der Industrialisierung und war zunächst ein Fortschritt. Es ist eine romantische Vorstellung, dass diese Menschen zuvor gut versorgt und integriert in familiären Strukturen gelebt hätten. Die Mehrzahl lebte in Fremdabhängigkeit unter ständiger Bedrohung von Leib und Leben und angewiesen auf Wohltätigkeit. In den Genuss elementarer Versorgung kamen sie erst in den meist kirchlichen Anstalten des 18., 19. Jahrhunderts. Damit einher ging allerdings die Ausgrenzung aller „Nicht-Normalen“ aus dem Alltag. Dies begann sich erst vor 25 oder 30 Jahren zu ändern. Heute unterstützen die Behindertenrechtskonvention und die engagierte Interessenvertretung Betroffener diesen Veränderungsprozess.

Was muss geschehen, damit geistig behinderte Menschen in allen Bereichen ein selbstbestimmte Leben führen können?

Inklusion beginnt im Kopf. Für das selbstverständliche Zusammenleben aller in einer demokratischen Gesellschaft ist die Anerkennung von Menschen mit Behinderung als gleichberechtigte und gleichwertige Bürger und Bürgerinnen notwendig. Es geht darum, die Zugangschancen zu allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zu erhöhen, und Barrieren abzubauen, ohne dass die bleibende „Andersheit“ eingeschränkt wird. Aber auch die leistungsrechtlichen Grundlagen und Unterstützungsstrukturen müssen sich in personenorientierter Weise weiterentwickeln.

Menschen mit lebenslanger Behinderung werden mehr, aber häufig wird darüber geklagt, dass Nachbarschaftshilfe und soziales Engagement abnehmen.

Ich habe nicht den Eindruck, dass bürgerschaftliches Engagement abnimmt, dass das allgemeine Interesse an einem funktionierenden Gemeinwesen gefährdet wäre oder dass alle So-

zialräume verödete Beziehungswüsten wären. Im Gegenteil: Lebensqualität und das gelingende Miteinander im Stadtteil werden wieder wichtiger. Mit Sorge sehe ich allerdings, dass manche Kommunen dies nicht als Gestaltungsaufgabe annehmen. Für die Vernetzung aller Akteure im Sozialraum ist die koordinierende und anregende kommunale Hand hilfreich.

Wie wird sich der Arbeitsalltag der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verändern? Inwieweit ist Vernetzung gefragt?

Unterstützungsleistungen richten sich schon heute an der Person und ihrem individuellen Bedarf aus. Wo dies noch nicht so ausgeprägt ist, muss die Personenorientierung zunehmen. Die Leistungsberechtigten müssen in all ihren Bezügen unterstützt werden – nicht nur die Person und ihre Funktionseinschränkung, sondern auch ihr Umfeld, der soziale Nahraum von Familie und Nachbarschaft. Mit der neuen Perspektive bekommen neben den professionellen auch die Ressourcen der Familie, des Freundeskreises und des Sozialraums wachsende Bedeutung. Die Mitarbeitenden müssen lernen, dies bei der Gestaltung der Unterstützung aktiv zu nutzen.

Gibt es aktuelle Zahlen darüber, wie Menschen mit Behinderung wohnen möchten?

Menschen mit Behinderung wollen leben und wohnen wie alle anderen Menschen auch – allerdings mit der jeweils notwendigen Unterstützung. Die Vorstellungen sind dabei so heterogen wie bei allen anderen. Die „Berliner Kundenstudie“ zeichnet unter anderem ein differenziertes Bild der Erfahrungen, die behinderte Menschen mit den Unterstützungsleistungen und mit dem Zusammenleben im Wohnquartier gemacht haben. Verlässliche soziale Beziehungen und individuelle sozialraumorientierte Wohn- und Unterstützungsarrangements haben einen zentralen Stellenwert.

Die Fragen stellte Kerstin Klamroth

SO VIEL

Vertrauen eröffnet neue

MÖGLICHKEITEN.



DANIELA LEIMEISTER hat eine geistige Behinderung und arbeitet in einem Supermarkt in Zapfendorf. Hier sorgt sie für frische Ware und in ihrem Team für ein gutes Arbeitsklima. Mehr über Daniela und was ihr größtes Ziel ist, erfahren Sie unter www.aktion-mensch.de



AKTION MENSCH
DAS WIR GEWINNT

Diakonie und Kunst

Dinge sichtbar machen, die in der scheinbar bekannten Welt leicht übersehen werden – dies ist ein Anspruch von Kunst. Wir stellen in jeder Ausgabe Kunstwerke vor, die zu einem neuen Blick auf das Leben anregen. Der Autor ist Pfarrer in Köln.

Wenn Bilder uns berühren

Das Bild „Verrat“ erzählt vom – Malen. So wie abstrakte Gemälde die alte Sicht infrage stellen, hilft uns auch Gottes Wort, scheinbare Sicherheit gegen Vertrauen zu tauschen

■ ■ Wie ist es möglich, dass uns ein abstraktes Bild wie das der russischen Malerin Olga Rosanowa (1886–1918) in seinen Bann ziehen kann? Wir wollen versuchen, auf die Frage eine Antwort zu finden.

Ergreifende biblische Motive, festliche Gelage, idyllische Landschaften, Familienszenen, Liebespaare – wie herrlich kann der Gang durch ein Kunstmuseum sein. Die Bilder erzählen von dem Leben früherer Zeiten. Situationen und Dinge des grauen Alltags werden im Bild treffend festgehalten und bekommen so eine bleibende Bedeutung. Doch was fasziniert mich mehr: die Ästhetik des gemalten Gegenstands oder die Malerei als solche? Mein Empfinden droht zu kippen: Macht die Malerei den Gegenstand in meinen Augen groß, oder öffnet mir der Gegenstand die Augen für große Malerei? Woher kommt dieses »Kippen«?

Schnell wird mir klar, dass dieses »Kippen« nicht von mir abhängt, sondern von den Malern gewollt ist. Denn die Bilder, die in der Zeit vor dem Aufkommen des sogenannten Impressionismus entstanden sind, also vor 1870, bewirken bei mir in der Regel immer das Gleiche: Die Malerei macht den Gegenstand in meinen Augen groß.

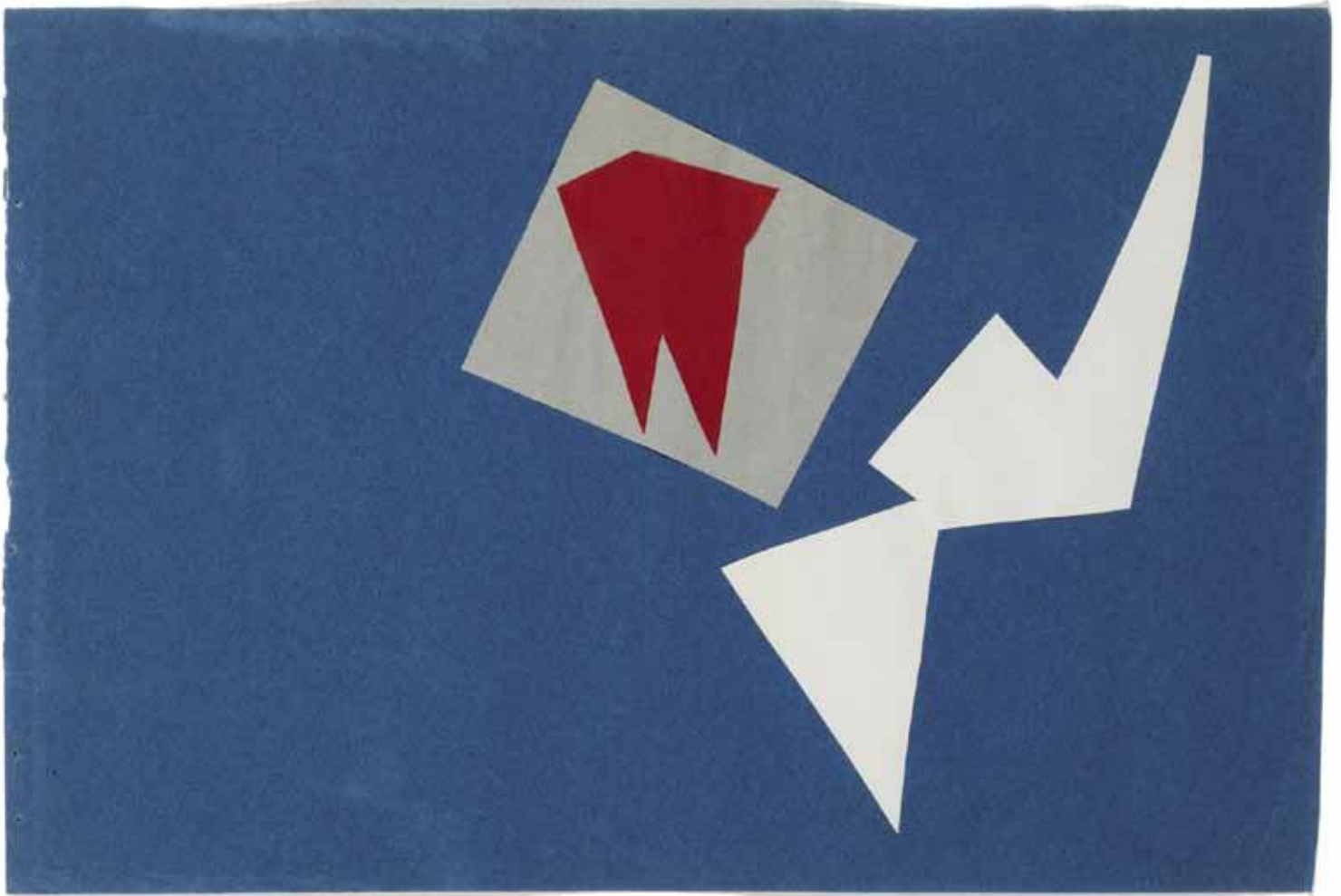
Aber dann »kippt« es. Impressionisten mit ihrer strich- oder punktierten Maltechnik lösen den Gegenstand des Bildes fast auf: Das Dargestellte transportiert die Malerei als ein eigenes ästhetisches Ereignis. Die Bilder, in denen die Malerei den Gegenstand groß macht, erfreuen und beein-

drucken mich. Die Bilder aber, deren Gegenstände mir die Augen für die große Malerei als solche öffnen, machen mich ergriffen.

Was liegt da näher, als von den Gegenständen in der Malerei ganz Abschied zu nehmen? Bedarf es eines Gegenstandes, um mir, dem Betrachter, die Augen für große Malerei zu öffnen? Bevor wir das zu beantworten suchen, wollen wir noch einmal dieses »Kippen« betrachten. Bis 1870 konnten die Menschen sich lustvoll der Frage hingeben, wie denn eine liebliche Landschaft, eine anmutige Gestalt oder bewegende Szenen aussähen. Gab ihnen ein perfekt gemaltes Bild eine Antwort, galt es als gut.

Und nun dieses »Kippen«. Der Maler bedient sich eines Gegenstands, um seine Malerei zu thematisieren. Er beantwortet mit seinem Bild nicht mehr die Frage des Betrachters, sondern der Maler stellt ihn ins Fragen; das heißt, er stellt seine Sehgewohnheiten infrage. Dazu wurden die Gegenstände bis zur Unkenntlichkeit verfremdet oder verschwanden ganz – die abstrakte Kunst war geboren. Stand bis dahin zwischen dem Maler und dem Betrachter ein gemeinsam gekannter und gleich benannter Gegenstand – Menschen, Landschaften, Blumen – so ist da nun nichts mehr, was zwischen Maler und Betrachter vermittelt. Der Maler konfrontiert mich mit seiner Malerei unmittelbar.

Auf diese Unmittelbarkeit zielt das Bild »Verrat« von Olga Rosanowa. Es geht eine Kraft von diesem Bild aus, als sei in



ihm die gestalterische Energie der Malerin konserviert und komme in dem Moment des Betrachtens wieder in Fluss. Der Entzug jeglichen gegenständlichen Bezugs verstärkt den malerischen Gehalt des Bildes.

Macht die Malerei den Gegenstand in meinen Augen groß, oder öffnet mir der Gegenstand die Augen für große Malerei? Diese Frage konnten wir auf die eigentliche zurückführen: Geht der Betrachter auf das Bild in der Erwartung zu, es habe seine Frage nach dem Schönen zu beantworten, oder lässt er sich von dem Bild ins Fragen stellen? Ein erstaunliches Ergebnis dieses »Kippens« ist das abstrakte Bild. Ich bin Olga Rosanowa und all den anderen Malern von Herzen dankbar dafür, dass sie mein Sehen »gekippt« haben und mich ganz unmittelbar teilhaben lassen an etwas, womit sie mein Leben sehr bereichern: der Malerei.

Bis dahin war ich naiv auf ein Bild zugegangen, damit es meine Frage nach dem Schönen und Erhabenen beantworte. Nun aber ziehen mich die Bilder geradezu magisch an, die mich ins Fragen stellen. Meine vermeintliche Sicherheit zu wissen, was Kunst und was Malerei sei, wurde mir genommen, wurde »gekippt«. Aber für diesen Verlust haben mich die

modernen Maler belohnt, indem sie mir die Augen für die Malerei geöffnet haben.

Von diesem »Kippen« ist auch bei den Emmausjüngern die Rede, die dem Auferstandenen begegnen, ihn aber nicht erkennen (Lukas 24,13–35). Ihre Augen sind »gehalten« (Vers 16) und werden erst »geöffnet« (Vers 31), als ihnen Jesus das Brot bricht. Auch Paulus berichtet von diesem sein Leben grundlegend verändernden »Kippen« infolge einer »Offenbarung Jesu Christi« (Galater 1,12). Nicht der, der vom Neuen Testament Antworten auf seine Fragen erwartet, wird mit dem Glauben beschenkt, sondern derjenige, der das Wort Gottes hört und sich von ihm infrage stellen lässt. Der damit einhergehende Verlust an Selbstsicherheit wird mit einer bis dahin unbekanntem Zuversicht und einem Gottvertrauen belohnt, auf das zu schauen mir durch meine vermeintliche Selbstsicherheit die Augen »gehalten« waren.

Was ich beim Betrachten von großer Malerei als das »Kippen« bezeichne, ist also ein dem christlichen Glauben ganz ähnlicher Vorgang. Das ist eine wahrhaft erstaunliche Erfahrung.

Thomas Hübner

Vermischtes



Städter wollen auch mal ernten!
Dann ab ins Mietbeet...

Wohin bloß mit all dem Geld?

■ ■ Wir befinden uns im Jahre 2012 nach Christus. Ganz Deutschland ist besetzt von maroden Banken und betrügerischen Anlageberatern. Ganz Deutschland? Nein! In einer mittelgroßen Stadt im Osten Deutschlands leistet dieser farbenfrohe Kater Widerstand und stemmt sich gegen die feindliche Übernahme von Ersparnissen. Er schluckt gern auch Ihre Spargroschen, und bewahrt sie sicher auf. Spardose Kater mit Schloß, Keramik, glasiert, farbig bemalt, Höhe ca. 15. cm, 12,50 Euro.



Ein Produkt der Lukaswerkstätten in Zwickau. www.shop.lukaswerkstatt.de

Sie säen nicht und ernten doch

■ ■ Die Tomaten im Topf sind eingegangen, die Kräuter auf dem Balkon verdorrt? Biobauern, zum Beispiel in der Umgebung von Berlin, Hannover, Bochum und Frankfurt am Main, verhelfen jetzt Großstädtern zum eigenen Ernteerfolg: mit Mietbeeten. Der Bauer pflanzt Gemüse und Blumen, den Rest erledigen die Mieter zwischen Mai und Oktober. Gießen, Unkraut jäten, mit dem Nachbargärtner schwätzen. Und dann schließlich ernten. Eine kleine Parzelle, circa 45 Quadratmeter, kostet pro Saison ab 180 Euro. Mehr Infos unter www.meinernte.de oder www.bauerngarten.net

Der heimliche Stadtbegrüner

■ ■ Was macht bloß der Nachbar da im Grünstreifen neben der Kreuzung? Legt er ein Erddepot an? Für Drogen? Da fragen wir doch lieber mal nach. Der Nachbar greift in seine Jackentasche und holt zwei braune Kugeln hervor, nicht größer als Tischtennisbälle. Samenkugeln sind das, erklärt er, und der Wirkstoff darin: 25 Wildkräuter. Die sollen die Stadt wohnlicher machen, farbenfroh. Er sei ein Garten-Guerilla, und er sei nicht allein, behauptet der Mann.

Sie wollen sich der bunten Bewegung anschließen? Selbstermacher finden auf seltsamen Webseiten wie Anarchopedia heraus, wie man aus lehmiger Erde oder Maulwurfshaufen und Samen solche Blütenbomben herstellt. Pragmatiker kaufen die Dinger lieber fertig, zum Beispiel beim Versender Manufactum. Verteilen muss man sie dann allerdings doch selber. www.manufactum.de

Raus aus der Bude!

■ ■ Die ersten warmen Sonnenstrahlen locken, eine Ahnung vom Frühling liegt in der Luft. Jetzt möchte man einfach mal spazieren gehen, sich über Schneeglöckchen freuen und erste Narzissen, den Duft eines umgepflügten Ackers in der Nase haben und das frische Grün der Knospen entdecken.

Tipps fürs Draußensein zu allen Jahreszeiten finden sich in dem schön gestalteten Buch von Ingrid Boller. Texte und Gedichte, Dekotipps, Pflanzideen und Rezepte machen Lust auf die Natur und die ständigen Veränderungen im Jahreskreis.



Ingrid Boller:
Vom Glück, draußen zu sein. Schöne Gedanken und Tipps für jede Jahreszeit. Verlag Neukirchner Aussaat 2012, 128 S., 12,99 Euro, erscheint im März

Aus den Werkstätten der Diakonie



Eine tolle Idee – die unterste Schublade ist keine, sondern ein Podest für die Kleinen, damit sie bei den Großen in der Küche mitmachen können. Sind die Kinder dann groß, wird aus dem Podest wieder eine Schublade, die Stauraum bietet.

Da werden kleine Leute richtig groß

■ ■ Salat zupfen, Gurken vorsichtig in Scheiben schneiden oder nur aus der Teigschüssel naschen – Kinder helfen gern in der Küche. Vor allem in dieser Küche: Dank des ausziehbaren Podestsystems ist die Arbeitsplatte mühelos erreichbar, auch ohne wacklige Stuhlkonstruktionen. Grundschüler stehen sicher auf den Podesten, die nach Gebrauch einfach wieder eingefahren werden. Wenn die Kinder größer geworden sind, können die Podeste in richtige Schubladen verwandelt werden – für mehr Stauraum. Die Diakonischen Werkstätten Minden bauen diese Küche und unterstützen Sie bei der Planung einer kindgerechten Einrichtung. In puncto Sicherheit, aber auch sonst bleiben keine Wünsche offen. Denn in einer funktionellen Küche sollten alle Details zu den Menschen passen, die darin arbeiten. Deshalb wird auch keine Massware verarbeitet.

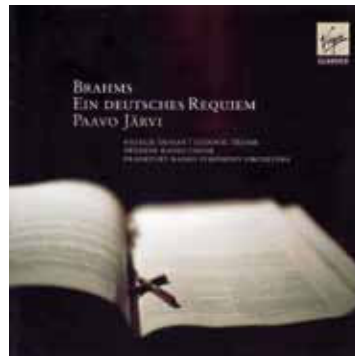
Diakonische Werkstätten Minden der Diakonie-Stiftung Salem gGmbH

An acht Standorten bieten die Werkstätten mehr als 1000 Menschen mit Behinderung eine Chance zur Teilhabe und zur Eingliederung ins Arbeitsleben. Qualifizierungsmaßnahmen und berufliche Bildung stehen im Vordergrund. Die Einrichtung arbeitet marktorientiert mit mehr als 50 führenden Unternehmen zusammen. Es gibt verschiedene Produktionszweige wie Metallabteilung, Kabelkonfektionierung, Verpacken von Serien- und Aktionswaren, Montage, Näherei, Garten- und Landschaftsbau, Kfz-Werkstatt, Tischlerei. Und der Bioland-Hof liefert Bio-Abo-Kisten. Die Diakonischen Werkstätten Minden sind zertifiziert nach DIN EN ISO 9001:2008.

Kontakt und Bestellung: Diakonische Werkstätten Minden, Tischlerei, Detlev Schoknecht, Schwarzer Weg 22, 32423 Minden, Telefon 0571/385 64 24

E-Mail: schoknecht@diakonie-stiftung-salem.de

www.diakonie-stiftung-salem.de



CD

Johann F. Meister: Il giardino del piacere

Il giardino del piacere, einen Lustgarten, nannte der norddeutsche Komponist Meister seine 1695 veröffentlichten Suiten für Streichinstrumente. Die für die Zeit untypische stilistische Vielfalt erfordert unterschiedliche Ausdrucksformen. Das Ensemble überzeugt, spielt mal getragen, mal überbordend mitreißend und vital. Es ist die letzte Einspielung des inzwischen aufgelösten renommierten Kölner Ensemble für Alte Musik. Leitung: Reinhard Goebel, Berlin Classics 0016742 BC, 2011

Godard/Bebelaar: Dedications

Jedes Stück dieser bislang persönlichsten CD des Duos ist einer Person gewidmet. Klavier, Tuba, Serpent und E-Bass spüren in den melodischen Kompositionen unterschiedlichen Charakterzügen nach. Sind es die der Widmungsträger? Die musikalische Bandbreite ist enorm: verträumt, spielerisch sinnierend, rhythmisch mitreißend, zupackend. Mit mehrstimmigen Spieltechniken verleihen die Musiker jeder Melodie eine faszinierende Klangwelt. CD Intuition INT 3434 2

Johannes Brahms: Ein deutsches Requiem

Nie zuvor ist Trost so berührend komponiert worden wie in Brahms' Requiem. Klage und Trost trifft der Schwedische Rundfunkchor in seiner außerordentlichen Klangkultur. Dazu passt die leidenschaftliche Tongebung der Sopranistin und des Baritons. In einem angemessenen Puls begleitet Järvi die Kantilenen und entwickelt eine ergreifende Klangkunst. Dessay/Tézier, Schwedischer Rundfunkchor, Radiosinfonieorchester Frankfurt am Main, Leitung: Paavo Järvi, Virgin 50999 6286100 7

DVD

Azur und Asmar

Sie wachsen wie Brüder auf. Asmars Mutter kümmert sich im mittelalterlich anmutenden Frankreich um Azur, den Sohn ihres Dienstherrns, so liebevoll wie um Asmar. Doch Azurs hartherziger Vater trennt sie rabiāt. Als junger Mann besucht Azur Asmar und dessen Mutter in ihrer arabischen Heimat. Märchenhaft, poetisch und mit Humor plädiert Michel Ocelot in seinem wundervollen Animationsfilm „Azur und Asmar“ für ein tolerantes Miteinander von Menschen verschiedener Kulturen und Religionen. Universum Film, ca. 11 €

Jamaica – No Problem

Jamaica, da denkt man spontan an Karibik, Sonne und Reggae-Musik. Doch in den Städten des Inselstaats herrschen die Drogenbosse, Schießereien sind an der Tagesordnung. Jamaica hat eine der höchsten Kriminalitätsraten der Welt. Silke Stürmer und Stefan Adam zeigen in ihrer Dokumentation »Jamaica – No Problem« Menschen, die ihr Land lebenswerter gestalten. www.evmedienhaus.de, 13,90 €

Mütter und Töchter

Präzise, unsentimental und doch zutiefst anrührend: Regisseur Rodrigo Garcia zeigt in seinem Spielfilm „Mütter und Töchter“ drei Frauen in Lebenskrisen. Eine (Annette Bening) leidet darunter, dass sie als Jugendliche ihr Kind zur Adoption freigegeben hat. Die andere (Naomi Watts) will nur Karriere und wird schwanger, die dritte kann kein Kind bekommen und hofft auf Adoption. Alle finden eine Art inneren Frieden. Allerdings ganz anders, als es jede für sich erhofft hatte. Universum Film, ca. 14 €



Bücher für Alt...

Florentine Degen: Ich könnte das nicht

Die Autorin schildert ihr Freiwilliges Soziales Jahr im Hospiz. Sie wäscht inkontinente Menschen, leert Urinbeutel, trifft Männer, die noch im Sterben an ihrer Männlichkeit, festhalten. Sie probiert, wie man mit Windeln geht, vergießt Tränen, wenn einer stirbt. Ihre Kollegen finden das unprofessionell. Dürfen Mitarbeiter im Hospiz nicht trauern? Wie laut soll man mit Sterbenden sprechen? Solche Reflexionen machen den Bericht anregend und frisch. Kiepenheuer & Witsch, 255 S., 8,99 €

G. D. Borasio: Über das Sterben

Natürliche Prozesse wie Geburt und Sterben verlaufen am besten, wenn man sie nicht stört, sagt der Palliativmediziner Borasio. Der schlimmste und häufigste Fehler sei daher die künstliche Ernährung Sterbender, die meist nicht mehr hungrig seien. Das Buch macht Mut, sich Aspekten des Sterbens zu stellen, über die man aus Angst sonst schweigt. Es enthält viele Tipps und Adressen zum Thema. C. H. Beck, 207 S., 17,95 €

Jan Siebelink: Im Garten des Vaters

Hans Sievez könnte glücklich sein. Die bedrückende Kindheit in einem Dorf irgendwo in Holland, die Demütigungen durch den strenggläubigen Vater – endlich vorbei! Verheiratet mit seiner Jugendliebe, Vater zweier Söhne, hat er jetzt sogar eine eigene Gärtnerei. Doch die Geschäfte gehen schlecht. Da taucht ein Freund aus der Lehrzeit auf, Laienprediger der calvinistischen Freikirche. Hans gerät in die Fänge kirchenfeindlicher Glaubenseiferer, die in abgelegenen Scheunen beklemmende Gottesdienste feiern. Von religiösem Wahn besessen, kommt er sich und seiner Familie abhanden. dtv, 524 S., 12,90 €

... und Jung

Columbus und der malende Elefant

Ganz selbstverständlich passieren hier skurrile Dinge. Ein Kind wird von seinen überforderten Eltern ausgesetzt. Ein Elefant namens Birk nimmt sich liebevoll des Jungen an und nennt ihn Columbus. Sie geben einander Halt und Geborgenheit, auch wenn Fragen und Wünsche offen bleiben. Stimmungsvolle farbige Bilder von Jens Rasmus unterstreichen Michelle Cuevas poetischen Text, von Salah Naoura wunderschön ins Deutsche übertragen. Ab 8 Jahren, Cecilie Dressler, 138 S., 13,95 €

Ketzerschwestern

Eine faszinierende Geschichte aus dem Mittelalter: Die Zwillinge Kathie und Ina leben als jüngste Mitglieder in einer ordensähnlichen, aber freien Gemeinschaft von Frauen. Die Kirche möchte die Gruppe unter männliche Aufsicht stellen und schickt schwarze Mönche in die Stadt. Der Theologe Arnulf Zitelmann erweist sich wieder als großartiger Erzähler. „Ketzerschwestern“ ist ein fesselndes, kenntnisreiches, sehr realistisch gehaltenes Buch! Ab 12 Jahren, Gabriel, 334 S., 14,95 €

Das zweite Leben des Cassiel Roadnight

Der Zufall gibt ihm die Möglichkeit, in eine andere Existenz zu schlüpfen: Der obdachlose Chap gleicht dem vermissten Jungen Cassiel aufs Haar. Jetzt hat Chap eine Familie, aber er weiß nichts vom unheilvollen Schicksal des anderen Jungen und gerät in große Gefahr. Jenny Valentines packender Thriller spielt gekonnt mit Identität, Lüge, Ehrlichkeit und Schuld sowie mit der ewigen Sehnsucht nach Vertrauen, Nähe und Geborgenheit. Aus dem Englischen von Klaus Fritz. Ab 14 Jahren, dtv premium, 237 S., 12,90 €



Das Haus am See

Vor solchem Luxus müssen selbst die teuren Hotels in der Nachbarschaft erblassen: Die Gäste im „Tagungshaus Fischbach“ haben den Bodensee direkt vor der Tür – zum Reinspringen!

■ ■ Am schönsten findet sie ihn im Sommer, früh am Morgen, wenn sie ihn mit niemandem teilen muss. Gegen sechs Uhr, die Gäste schlummern noch, selbst die Schwanenköpfe sind noch im Gefieder geparkt, läuft Heike Hofmann die paar Schritte von ihrer Haustür zum Ufer. Dann steigt sie in den Bodensee und pflügt ein wenig das Wasser. „Das ist fantastisch“, sagt sie. Seit 14 Jahren hat die Leiterin von „Haus Fischbach“ am Stadtrand von Friedrichshafen Residenzpflicht – sie ist zu Hause, wo andere Urlaub machen. Auf einem Wassergrundstück mit Sandstrand, Bootsanleger und Badetreppe. „Fantastisch“, sagt sie, heute wie am ersten Tag.

Man gewöhnt sich nicht so recht an die Schönheit des Bodensees, sie überrascht einen immer wieder, das weiß Heike Hofmann aus eigener Erfahrung. Sie hört es aber auch von den Menschen, die ein Zimmer im „Erholungs- und Tagungshaus Fischbach“ der Evangelischen Diakonissenanstalt Stuttgart buchen. Asphalttiger, hungrig nach Grün, Wasser und

Weite. Großeltern, die ihren Enkelkindern zeigen wollen, wie ein Tag ohne Facebook geht. Und natürlich: Chorgruppen, Kirchengemeinderäte und Gemeindegruppen auf der Suche nach etwas Stille. „Ein kleines Paradies“, sagen sie bei der Ankunft und „Bis nächstes Jahr“ bei der Abreise. „Viele haben sogar schon ein Lieblingszimmer“, sagt Heike Hofmann.

Eine Lieblingsjahreszeit sowieso: Die einen schwärmen für den Frühling, wenn der See vom Schmelzwasser anschwillt und die Blüteninsel Mainau in allen Farben leuchtet. Andere ziehen den Spätherbst vor, wenn zäher Nebel den Blick auf den „Säntis“, das Bergmassiv auf Schweizer Seite, erst mittags freigibt. Manche mögen auch den Winter, wenn Eisschollen träge auf dem See treiben. Brechend voll ist es natürlich im Sommer, wenn das Wasser von Segeln weiß gesprenkelt ist, bis die Dämmerung den Himmel vergoldet.

Der Reutlinger Textilfabrikant Gustav Gminder war gut beraten, seiner Familie hier ein Feriendomizil am Ufer zu er-

richten – die „Villa Gminder“, erbaut 1907. Das unter Denkmalschutz stehende Anwesen im Stil der Landhausarchitektur ist das Herzstück von „Haus Fischbach“, im Laufe der Jahrzehnte hat man eine Reihe von Anbauten hinzugefügt. 1929 kaufte die Stuttgarter Diakonissenanstalt das fast viereinhalb Hektar große Grundstück und richtete ein Erholungsheim für seine Schwestern ein. Im Krieg beschlagnahmten es die Nazis.

1978 begann die Diakonissenanstalt, das Haus schrittweise zu öffnen – zunächst für Mitarbeiter, Freunde und „Tagungen mit Gästen, die hereinpassen“. „Heute ist jeder willkommen, der Erholung sucht“, sagt Heike Hofmann. Und jeder, der Erholung nicht mit einem Zuviel an Luxus verwechselt, möchte man ergänzen. Verbergen sich doch hinter den meisten Türen des Hauses einfache, aber behaglich eingerichtete Einzelzimmer, Bad und WC auf dem Gang. Die zehn geräumigen Doppelzimmer sind überwiegend mit Bädern ausgestattet. Dazu gibt es noch zwei Ferienwohnungen im „Haus Seerose“. Wer lieber in einer fürstlichen Suite seinen Urlaub verbringt, findet auch teure Hotels in der Umgebung – aber den See vor der Tür hat nur „Haus Fischbach“!

Warme Tage kann man hier problemlos mit einem Schmöker im Liegestuhl oder auf der weitläufigen Terrasse bei Kaffee, Kuchen, Spielen oder Gesprächen verstreichen lassen. Wer bei schlechtem Wetter Bewegung braucht, pendelt zwischen Schwimmbad, Sauna und Fitnessraum. Für Ausflüge mit dem Fahrrad bieten sich genügend Ziele an: Burg Meersburg, Langenargen an der oberschwäbischen Barockstraße, die Altstadtinsel von Lindau oder die Pfahlbauten von Unteruhldingen. Doch gerade die Kinder, das erlebt Heike Hofmann immer wieder, bleiben nachmittags regelrecht am Uferstreifen kleben. „Einmal wollte eine Gruppe zum Haustierhof nach Reutemühle fahren“, erzählt sie. Als es losgehen sollte, hatten die Kinder einen Minizoo für Plüschtiere aus Stöcken, Steinen und Moos gebaut. Der kreative Protest zeigte Wirkung, der Ausflug fiel aus.

Ob unter den Weiden im Garten oder in den herrschaftlichen Salons der Villa: Im „Haus Fischbach“ fühlt man sich manchmal, als wäre die Zeit stehengeblieben. Ein Zustand, den Heike Hofmann einerseits erhalten möchte, andererseits will sie sich noch besser auf Gästewünsche einstellen. So verarbeitet die Küche immer öfter biologisch angebaute und fair gehandelte Lebensmittel. Und auch das inhaltliche Angebot passt sich der Nachfrage an: Die Diakonissenanstalt bietet regelmäßig Trauer- oder Burn-out-Seminare und Gästebegleitung an.

Als Heike Hofmann vor 14 Jahren von Stuttgart ans Ufer zog, gab es Momente, in denen sie sich zurücksehnte ins urbane Leben. „Ganz am Anfang bin ich mal gegen sechs in den Ort gefahren“, erzählt sie. Doch die Einkaufspassage von Friedrichshafen war schon verrammelt. „Daran muss man sich halt gewöhnen.“ Und heute? Will sie am liebsten nie wieder weg vom Bodensee.

Mathias Becker



Kaffee gefällig nach einem erfrischenden Bad? Oder Lust, sich mit einem Buch unter schattige Bäume zu verziehen? Der Blick über den See ist zu jeder Jahreszeit eine Pracht.

Informationen und Links

Das Haus Fischbach liegt am Rand von Friedrichshafen, Ziegelstraße 5, 88048 Friedrichshafen, Tel.: 07541/956-0, E-Mail: info@ertahfischbach.de, Infos: www.diak-stuttgart.de/index.php?id=25

Die zehn Doppelzimmer (je nach Ausstattung 52 bis 67 Euro) haben überwiegend Dusche/WC, die 42 Einzelzimmer (54 bis 70 Euro) zumeist Etagedusche und Etagen-WC. Es gibt zwei Ferienwohnungen und Tagungsräume. Die Preise sind inklusive Schwimmbad, Sauna, Fitnessraum, Fahrrad- und Bootsverleih und Vollpension. Diätwünsche werden berücksichtigt.

Ausflugsziele:

www.meersburg.de

www.mainau.de

www.pfahlbauten.de

www.haustierhof-reutemuehle.de

www.affenberg-salem.de

Meinung

Maria Loheide
ist Sozialpolitischer Vorstand
im Diakonischen Werk der EKD
in Berlin

Ernüchternde Bilanz

Pflegebedürftigen Menschen soll auch künftig ein Leben in Würde möglich sein, hatte die Bundesregierung versprochen. Die geplante Pflegereform wird das nicht erreichen

■ ■ Das vergangene Jahr endete mit einer Enttäuschung. ■ ■ 2011 solle zum „Jahr der Pflege“ werden, hatte der damalige Bundesgesundheitsminister Philipp Rösler 2010 erklärt. Sein Nachfolger, Daniel Bahr, wollte das Versprechen einlösen. Zu Beginn des Jahres schürten die Pflegedialoge mit Verbänden und Betroffenen die Erwartungen: Es schien, als ziele die Bundesregierung tatsächlich auf spürbar bessere Rahmenbedingungen für die Pflege. Doch das, was das Bundeskabinett als Eckpunkte der Reform Mitte November endlich beschloss, blieb weit hinter dem zurück, was die Regierung versprochen hatte. Die Bilanz am Ende des Jahres war ernüchternd.

Der Politik stellten sich folgende vier Herausforderungen:

- die Weiterentwicklung des Pflegebedürftigkeitsbegriffs,
- Entlastungen für pflegende Angehörige,
- eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen für Mitarbeitende in Einrichtungen und Diensten sowie
- eine nachhaltigere Finanzierung der Pflege.

Zwar werden alle diese Aspekte in den Eckpunkten angesprochen. Doch die geplanten Maßnahmen und der vorgegebene Finanzrahmen bieten keine ausreichende Antwort auf die dringenden Fragen. Es wird nicht deutlich, wie die Probleme gelöst werden sollen, die durch die wachsende Zahl der pflege-

bedürftigen Menschen und den sich abzeichnenden Fachkräftemangel auf die Pflegeversicherung zukommen. Auch die Neudefinition der Pflegebedürftigkeit muss aus Sicht der Diakonie zügig Konsequenzen haben.

Der Begriff der Pflegebedürftigkeit ist unklar

Seit Einführung der Pflegeversicherung ist der Begriff der Pflegebedürftigkeit zu eng, zu einseitig somatisch und zu sehr auf einzelne Tätigkeiten bezogen. Das verkürzte Verständnis von Pflegebedürftigkeit benachteiligt insbesondere Menschen mit Demenz und mit Behinderung. Bereits 2009 wurde deshalb vom Pflegebeirat ein neuer Pflegebedürftigkeitsbegriff vorgelegt. Der müsste jetzt umgesetzt, ein neues Begutachtungsverfahren eingeführt und das Leistungsrecht entsprechend verändert werden. Doch die Regierung beabsichtigt lediglich, erneut einen Beirat einzusetzen.

Desweiteren sind Schnittstellen zwischen der Eingliederungshilfe für Menschen mit Behinderung, der Hilfe zur Pflege und der Pflegeversicherung zu definieren. Dafür gibt es noch gar kein Konzept. Der parallel laufende Reformprozess zur Weiterentwicklung der Eingliederungshilfe muss vom Gesetzgeber unbedingt berücksichtigt werden.

Die Diakonie unterstützt die in den Eckpunkten genannten verbesserten Leistungen für Demenzzranke und die Aufnah-

me der Betreuungsleistungen als Bestandteil der Pflegeversicherung. Leistungsverbesserungen sind allerdings nicht nur auf die häusliche und teilstationäre Pflege zu beziehen. Auch in der stationären Pflege müssen Demenzkranke besser versorgt und betreut werden können. Daneben hält die Diakonie die Stärkung von selbstorganisierten Wohngemeinschaften für sinnvoll.

Der Abbau der Bürokratie ist überfällig

Der Abbau von bürokratischen Hürden beim Antrags- und Genehmigungsverfahren auf gesetzliche Leistungen für Versicherte ist ebenso überfällig wie die Reduzierung des Dokumentationsaufwandes für die Dienste und Einrichtungen. Die bestehenden gesetzlich initiierten Beratungsstrukturen, etwa die sogenannten Pflegestützpunkte, bringen bislang nicht den erhofften Erfolg. Die Diakonie empfiehlt, Beratungsgutscheine einzuführen und die Beratungsbesuche durch die ambulanten Pflegedienste zu stärken.

Die Diakonie begrüßt das Ziel der Bundesregierung, dass Pflege, familiäre Verantwortung und Beruf besser vereinbar sein sollen. Um zu verhindern, dass pflegende Angehörige unter der Last der Pflege die eigene Gesundheit ruinieren, sollten zielgruppenspezifische stationäre Vorsorge- und Rehabilitationsleistungen für häusliche Pflegepersonen im Krankenversicherungsrecht ausdrücklich verankert werden.

Dabei sollte auch der Wunsch der Pflegeperson nach einer zeitweiligen Unterbrechung der Pflege – zur eigenen Erholung – Gehör finden.

Pflegende Angehörige müssen besser abgesichert werden

Die rentenrechtliche Berücksichtigung der Pflege von gleichzeitig mehreren Pflegebedürftigen wird von der Diakonie unterstützt. Die Höhe der Rentenversicherungsbeiträge, die von den Pflegekassen zu entrichten sind, darf sich aber nicht nach den jeweiligen Pflegestufen richten:

Die zeitliche, physische und psychische Beanspruchung der Pflegeperson schlägt sich darin nicht unbedingt nieder. Pflegende Angehörige von Menschen mit einer erheblich eingeschränkten Alltagskompetenz, etwa Menschen mit Demenz ohne Pflegestufe, sind einzubeziehen.

Die Rentenversicherungsbeiträge sind deutlich anzuheben, damit pflegebedingte Berufsunterbrechungen nicht zu einem Risikofaktor für Armut im Alter werden. Wie bei der Elternzeit sollte auf das letzte Erwerbseinkommen vor Beginn der Pflegezeit abgestellt werden.

Gemeinsam mit dem Deutschen Evangelischen Verband für Altenarbeit und Pflege (DEVAP) und dem Deutschen Evangelischen Krankenhausverband (DEKV) spricht sich die Diakonie zudem für eine Neukonzeption der Ausbildung im Sinne einer generalistischen Pflegeausbildung aus. Darin müssen gesundheits-, kranken- und sozialpflegerische Elemente integriert sein.

Ausreichend Personal und leistungsgerechte Bezahlung

Um auch in Zukunft die wachsende Zahl von pflegebedürftigen Menschen begleiten, unterstützen und pflegen zu können, benötigen die Pflegeeinrichtungen verlässliche Rahmenbedingungen. Es muss möglich sein, ausreichend Personal zu beschäftigen und die Mitarbeitenden leistungsgerecht zu bezahlen. Hierbei besteht die Notwendigkeit, dass die leistungsgerechte Bezahlung der Mitarbeitenden auch von den Leistungsträgern in den Vergütungsverhandlungen berücksichtigt wird. Zur Sicherstellung der qualitativen Rahmenbedingungen der Pflegeleistungserbringung sind die Refinanzierung der Personalausstattung und ihre tarifliche Vergütung maßgeblich. Zu wenig Personal und zu großer Zeitdruck führen zur Überlastung der Pflegekräfte und gefährden die Versorgung der Menschen.

Die Finanzierung der Maßnahmen ist nicht gesichert

Die Bundesregierung plant, mit der Anhebung des Beitragsatzes um 0,1 Prozentpunkte zum 1. Januar 2013 und den dadurch zusätzlich gewonnenen Mitteln in Höhe von rund 1,1 Milliarden Euro die vorgesehenen Leistungsverbesserungen vollständig zu finanzieren. Diese Kostenschätzungen sind unrealistisch. Modellrechnungen des Pflegebeirats 2009 kommen zu dem Ergebnis, dass allein die Einführung und Umsetzung eines neuen Pflegebedürftigkeitsbegriffs zwischen drei und vier Milliarden Euro kosten wird. Weitere notwendige Ausgaben, etwa zur Leistungsdynamisierung, zur Finanzierung der Ausbildungskosten oder Stärkung der häuslichen Pflege, sind dabei noch nicht berücksichtigt. Es ist zu befürchten, dass der Großteil der Mehreinnahmen allein für die Versorgung der wachsenden Zahl von pflegebedürftigen Menschen notwendig sein wird.

Pflege ist ein gesamtgesellschaftliche Aufgabe

Für die Finanzierung der Pflegeversicherung ist eine ergänzende private Vorsorge („Pflege-Riester“) geplant, die steuerlich gefördert werden soll. Die Diakonie lehnt eine Individualisierung der Pflegerisiken ab. Pflege ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die solidarisch getragen werden muss. Menschen mit niedrigem Einkommen oder im Sozialleistungsbezug, die sich eine solche private, individuelle Vorsorge nicht leisten können, dürfen nicht benachteiligt werden. Bei den weiteren Überlegungen zur Finanzierung der Pflege muss ein gerechter und solidarischer Weg gefunden werden. Dazu sollte die Einnahmehasis der Pflegeversicherung verbreitert und beispielsweise andere Einkunftsarten, wie Kapitalerträge oder Mieteinnahmen, in die Beitragsbemessung mit einbezogen werden. Nur so ist eine würdevolle Pflege für alle, unabhängig vom individuellen Einkommen, auch in Zukunft gewährleistet.

Reportage

Ein bisschen Heimat in der Fremde

Fotos: Jörg Böhling



Schön sieht er aus, der Hamburger Hafen. Aber wer hier mehrmals im Jahr einläuft, will Abwechslung.

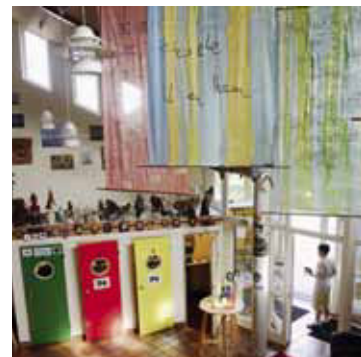
Sie kennen die Meere dieser Welt. Aber die Einsamkeit reist mit. Der Seemannsclub in Hamburg hilft den Seeleuten, die Arbeit für paar Stunden hinter sich zu lassen

■ Antonel Mardunovic sitzt an einem Tisch im Billardraum. Seine kräftigen Hände stecken in den Taschen des grauen Kapuzenpullovers. „Ich kann es kaum abwarten, nach Hause zu kommen.“ Der Seemann zieht die Schultern hoch. Das Klacken von zwei aufeinandertreffenden Billardkugeln knallt durch den Raum. Seit Juni ist Antonel Mardunovic auf See, gerade macht sein Schiff Station im Hamburger Hafen. Am 20. Oktober wurde seine Tochter geboren. Jetzt ist es November. Und der 31-jährige ist immer noch unterwegs. Sein Schiff fährt zwischen Europa und Asien. Vier bis fünf Monate am Stück ist Antonel Mardunovic an Bord. Er sieht die Häfen von Southampton, Malta oder Hongkong. Aber nicht seine Tochter. „Meine Kleine wird wohl eine kleine Dame sein, wenn ich das nächste Mal nach Hause komme“, sagt er und lächelt traurig aus seinen dunklen Augen.



Gut, dass es den Duckdalben gibt: In dem Seemannsclub kann Antonel Mardunovic Musik hören und Billard oder Tischtennis spielen, während sein Schiff im benachbarten Eurogate be- und entladen wird. Aber nicht nur das: Hier kann er telefonieren, einen schnellen Internetzugang nutzen, andere Seeleute treffen oder mit einem der Clubmitarbeiter plaudern. „An diesem Ort muss ich mal nicht an den riesigen Berg aus Stahl denken“, sagt der 3. Offizier und meint damit die CMA CGM Aquila; 12 000 Container passen auf das 370 Meter lange Schiff.

Seit einem Vierteljahrhundert gibt es den Seemannsclub Duckdalben. „Eigentlich fing alles mit einem Telefon für Seeleute an, damit sie günstig nach Hause telefonieren können“, sagt Gründer und Clubleiter Jan Oltmanns. Damals war man auf den Besuch von bis zu zwanzig Männern eingerichtet. Heute kommen im Schnitt 115 Seeleute pro Tag. „Weih-



Ein nettes Wort, ein freundlicher Blick, nach Hause telefonieren: Viele Schiffsmannschaften haben sich dafür mit Rettungsringen bedankt. Wer Ruhe will: Im Andachtsraum sind alle Weltreligionen vertreten.

nachten werden das dann gut und gerne mal dreihundert.“ Aus dem Telefon ist eine ganze Reihe von Telefonzellen mit bunten Türen geworden, in denen Ordner mit den Ländervorwahlen dieser Welt hängen. Viele Seeleute nutzen natürlich auch ihre Laptops, auf deren Bildschirmen meist eine Frau zu sehen ist, die einige Tausend Kilometer entfernt in einem Telefonshop sitzt. Sie telefonieren via Internet, mit Hilfe des Programms „Skype“. Einen Internetzugang zum Skypen gibt es an Bord der Schiffe selten. Und die Zeit, alle Telefonate im Duckdalben zu erledigen, ist knapp. Sagt Jan Oltmanns. „Die meisten bleiben gerade einmal drei Stunden bei uns, dann müssen sie wieder an Bord, weil das Schiff schon wieder ablegt“, sagt Jan Oltmanns.

Auch Antonel Mardunovic hat seinen Laptop mitgebracht. Hauptsächlich um sich Filme herunterzuladen – und Fotos von seiner Tochter. Und um mit seiner Frau zu skypen. Auch er hat nur wenig Zeit. Die Be- und Entladung seines Schiffes dauert maximal 24 Stunden. Und das ist nicht automatisch

Deutsche Seemannsmission e.V.

Die Deutsche Seemannsmission e.V. (DSM) unterhält im Ausland über 17 Seemannsstationen, die eine ‚Heimat in der Fremde‘ für Seeleute bieten. In Deutschland sind 16 Stationen mit eigenständigen Inlandsvereinen unter dem Dach der DSM organisiert. Die DSM e.V. ist als anerkannter Fachverband für die Arbeit an und mit Seeleuten weltweit ein Mitglied des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland (Stuttgart/Berlin). Der Seemannsclub Duckdalben ist einer von vier Clubs in Hamburg, zwei davon gehören ebenfalls zur DSM. Daneben gibt es Seemannsclubs auch noch in Brake, Bremerhaven, Cuxhaven, Duisburg, Emden, Kiel, Lübeck, Rostock und Stade-Bützfleth.

■ www.seemannsmission.org

■ www.duckdalben.de

Freizeit für Antonel Mardunovic. Auf See arbeitet er schon mindestens zehn Stunden pro Tag. Im Hafen werden daraus leicht 15 Stunden. Der 3. Offizier kümmert sich um die Ladevorgänge, überwacht die Stabilität des Schiffes oder erledigt den Papierkram mit der Wasserschutzpolizei. Er hat Glück, dass er nur zehn Minuten vom Eurogate hierher braucht. So kann er die kurze freie Zeit optimal nutzen.

Die Lage des Duckdalben ist voller Symbolik. Vom Containerterminal Eurogate schallt das Quietschen der Kräne und Winden herüber. Im Minutentakt rattern Güterzüge über die Gleise hinter dem Haus. Und auf der Autobahn 7 rauscht der Verkehr aus dem Elbtunnel vorbei. Dieser Verkehrsknoten kennt keine Pausen, und mitten drin steht das Rotklinkerhaus mit dem Seemannsclub. Hier machen die Menschen Pause, die sonst die globale Logistik-Maschinerie am Laufen halten. Dass der Duckdalben eine wichtige Anlaufstelle für sie ist, symbolisieren die Rettungsringe, die im Eingang unter der Decke hängen: Geschenke von Mannschaften, die mit Edding ihre Namen neben die Schiffsnamen geschrieben haben.

Gut, dass es den Duckdalben gibt: Lange her sind die Zeiten, als die großen Schiffe stadtnah anlegten und ihre Besatzungen auf die Reeperbahn ausschwärmten. Heute liegen die Terminals weit draußen. So wie Mardunovics Frachter am Eurogate. Für einen Kiezbummel fehlt den Besatzungen das Geld; die meisten Seefahrer stammen aus Ländern, in denen niedrige Löhne gezahlt werden. Hinzu kommt, dass nach dem 11. September 2011 auf Drängen der USA die Sicherheitsbestimmungen stark verschärft wurden – weltweit auch in den Häfen. Zäune schotteten die Kaianlagen ab. Es gibt kaum noch Kioske im Hafen. Viele Seeleute kommen überhaupt nicht von Bord, weil das nur mit großem Verwaltungsaufwand möglich wäre.

„Die Fahrt mit dem Taxi vom Eurogate in die Innenstadt kostet hin und zurück 50 Euro und dauert eine Stunde“, erzählt Antonel Mardunovic. Seine Heuer will er zusammenhalten. Antonel Mardunovic stammt aus der kleinen Hafenstadt Bar in Montenegro. Als kaufmännischer Angestellter hat er dort um die 350 Euro im Monat verdient. Das Preisniveau in seiner Heimat sei aber ähnlich wie das in Deutschland, erzählt er. Seit drei Jahren fährt er nun zur See – und verdient das Zehnfache seines alten Gehaltes. „Die Arbeit ist hart, aber ich kann davon wenigstens meine Familie ernähren, und trotz der Einsamkeit liebe ich die Freiheit und Faszination der Seefahrt.“

Als wollte er seine Worte nochmals betonen, nickt Antonel Mardunovic und lässt den Blick durch den Raum schweifen. Eine Gruppe Filipinos ist gerade angekommen. Die eine Hälfte

strebt auf die Billardtische zu, die andere setzt sich an den Tresen. Freude strahlt aus den Gesichtern der Männer.

Die Mannschaften können vom Schiff aus im Duckdalben anrufen und werden mit einem der VW-Busse des Clubs abgeholt. Das nutzen besonders viele von ihnen bei Sonderveranstaltungen wie der Sportwoche mit Basketball-, Fußball- oder Tischtennisturnier.

Das Team vom Seemannsclub, in dem neben Sozialarbeitern viele ehrenamtliche Helfer tätig sind, lässt sich einiges einfallen. Manchmal grillen sie Schweinekopf philippinische Art über dem offenen Ölfass; die Hälfte der Clubbesucher sind Filipinos. Am Tresen verkaufen die Helfer Zahnpasta, Tabak, Seife, Krupuk oder geröstete Schweineschwarte. In einem Hinterzimmer gibt es eine Karaoke-Bar. Seit neuestem bietet der Duckdalben sogar einen Gesundheitservice an. Die Wände des Clubs sind gepflastert mit maritimen Fotografien und Bildern, mit Andenken und Skurrilitäten. Zettel in kyrillischer Schrift hängen neben einer Adressenliste mit Chinarestaurants in chinesischen Schriftzeichen.

Im Club herrscht Trubel mit babylonischem Sprachgewirr. Nicht immer die passende Stimmung. „Wenn die Seeleute erst mal eine Stunde mit Zuhause telefoniert haben, sieht die Welt für sie nicht so rosig aus“, sagt Clubleiter Jan Oltmanns. Traurige Seeleute ziehen sich in den Raum der Stille zurück. Einträchtig stehen hier die Schreine, Statuen und Bücher der Weltreligionen beieinander, ob Buddhafigur, Kruzifix, Elefantengott Ganesh oder der Koran. Vor allem aber hilft es, wenn andere Menschen sie aufmuntern.

„Wir haben schon so manchen wieder zum Lachen gebracht, der zusammengesunken am Tresen gesessen hat.“ Im Duckdalben tickt die Welt anders, es geht nicht um Geld, Normen oder Daten, sondern um die Menschen.

„Der Duckdalben ist unser Vorzeigeklub“, sagt Heike Proske. Als Generalsekretärin der 125 Jahre alten Seemannsmission vertritt sie 32 Seemannsclubs im Diakonischen Werk der EKD e. V. Die Hälfte der Clubs wird in Deutschland betrieben, die anderen liegen zwischen Finnland und Südafrika, Shanghai und Valparaiso. „Die Energie und Freude der im Duckdalben engagierten Menschen bekommen die Seeleute zu spüren.“ Dafür wird der Club oft international ausgezeichnet.

Immer wenn sein Schiff in Hamburg anlegt, kommt Antonel Mardunovic in den Duckdalben und fährt seinen Laptop hoch. „Gäbe es solche Clubs in allen Häfen, wäre das Leben für uns um einiges leichter“, sagt er. Heute Abend legt sein Schiff wieder ab. Schon morgen legt es in Zeebrügge an. Gut, dass der Internetzugang im Duckdalben so schnell ist.



Die Schiffe sind schnell beladen – aber für kurze Gespräche ist Zeit

Lebensfragen

Die Diakonie berät Menschen in allen Lebenslagen, Menschen mit kleinen und großen Sorgen. In Kooperation mit der Telefonseelsorge behandeln wir in jeder Ausgabe Fragen, die oft gestellt werden. Der Autor leitet die Telefonseelsorge in Stuttgart.



Nein – jetzt nicht !

Wer versucht, es allen recht zu machen, kommt selbst zu kurz. Wenn die Balance nicht mehr stimmt, muss man Grenzen setzen – dabei gewinnt man nicht nur Freiheit, sondern auch Kontur

■ ■ Mein Freund Rolf arbeitet in einer Stadtverwaltung auf der sogenannten mittleren Führungsebene. Er muss einerseits Ergebnisse liefern mit seiner Abteilung, und andererseits will er seinen Mitarbeitenden ein guter Vorgesetzter sein. Er ist ein netter Kerl, fachlich hoch kompetent und als Fachmann auch außerhalb seines Arbeitsbereichs oft zu Vorträgen angefragt. Als wir uns neulich trafen, war ich erschrocken. Er erschien mir fahrig, alt und grau.

Wir nahmen uns Zeit für ein Gespräch, das in dem Ausbruch gipfelte: „Ich komme selber gar nicht mehr vor. Jeder zerrt an mir, und ich weiß nicht, was ich tun soll.“ Da sind seine Sekretärin, die ihm schwierige Aufgaben zurückdelegiert, und ein Sachbearbeiter, der zwar charmant, aber ziemlich faul ist. Es gibt einen Chef, der ihn manchmal zu viel gängelt, obwohl Rolf doch Freiheit braucht, um gut zu arbeiten. Er neigt dazu, sich zu viel aufzuhalsen. Zu Pausen muss er sich zwingen. Nein zu sagen oder sich gar zu wehren, gehört nicht zu seinen am stärksten ausgeprägten Eigenschaften. Er kann delegieren, aber er ist zögerlich dabei. Er fürchtet Auseinandersetzungen, weil er Harmonie braucht, um gut zu arbeiten. Er ist loyal zu Mitarbeitern und Vorgesetzten. Diese doppelte Loyalität und seine Scheu vor Konflikten ist ihm zur Last geworden. Er weiß, dass er dadurch Klärungen verhindert, aber er ist zu müde, um sich zu streiten, sagt er. Stattdessen arbeitet er noch mehr. Seine Ehrenämter, die ihm immer viel Freude gemacht haben, hat er aufgegeben. Keine Zeit.

Auch für die Familie bleibt wenig Energie übrig. Wenn er nach Hause kommt, sieht er sich schon wieder mit neuen Ansprüchen konfrontiert: Mit dem Ältesten soll er Mathe pauken, die Frau bittet ihn, die Heizkörper zu entlüften und noch schnell einzukaufen. Dann reißt er sich zusammen und tut das alles. Am liebsten würde er aber schreien und alle fortschicken. Von einer Balance zwischen seinen Bedürfnissen und den Anforderungen kann schon lange keine Rede mehr sein. Er löst das alles durch mehr Arbeit.

Rolf gehört zu denen, die lieber unterstützend und gewissenhaft für andere arbeiten. Solche stetigen Menschen sind unerlässlich für eine Gemeinschaft. Aber er hat darüber die eigenen Konturen und auch seine Lebensfreude verloren. Er ist

sich selber langweilig und eintönig geworden. Aber wie lernt man, rechtzeitig Grenzen zu setzen, wenn man merkt, dass die Balance nicht mehr stimmt? Es ist ja ein eher schleichender Prozess, der einen in die Konturlosigkeit und dann in die Überlastung abrutschen lässt. Stück für Stück wird vom Eigenen abgeschnitten. Da wird ein wenig Freizeit geopfert, dort eine Aufgabe mehr angenommen, dann wieder das Problem anderer auf die eigene Schulter geladen und einmal mehr nicht widersprochen, wenn unsinnige Anforderungen kommen.

Wie kann Rolf diesen Zustand ändern? Vielleicht helfen zwei einfache Wahrheiten.

Wer Grenzen setzt, hat auch Kontur. Wir sind nicht lebenswerter, wenn wir keine Grenzen setzen. Wir sind nur langweilig. Mit meinem Freund Rolf habe ich besprochen, dass er die Sekretärin zwingt, ihre Probleme selbst zu lösen, und von seinem Sachbearbeiter Ergebnisse fordert. Er hat das gewagt und sich außerdem für einige Stunden einen Coach engagiert. Seitdem, sagt er mit Staunen, haben andere mehr Respekt vor ihm – und sogar die Stimmung im Betrieb hat sich gebessert. Weil er sichtbarer ist und nicht mehr nur Mitleid erregt, weil er so müde ist.

Die zweite Wahrheit ist, dass wir vertrauen können. Gott nimmt uns an. Ich glaube, er will vor allem, dass wir lebendig sind. Und das sind wir nicht, wenn wir nur lieb sind und allen Konflikten aus dem Weg gehen. Es bringt nichts, sein Leben unter dem Scheffel zu verbringen. Es will ans Licht!

Krischan Johannsen

Ihre Fragen an uns

Wenn Sie eine Frage haben, die wir an dieser Stelle erörtern können, schreiben Sie uns.

Ihre Frage wird vertraulich behandelt.

Zuschriften an: redaktion@diakonie.de

Oder per Post an: Redaktion Diakonie Magazin, Stafflenbergstraße 76, 70184 Stuttgart



Eine Welt

Freiwillige Helferinnen und Helfer schnippeln Gemüse für die Aktion „Teller statt Tonne“

Tonne oder Teller?

Auf dem Feld wird aussortiert, im Lebensmittelhandel wird Essbares vernichtet, und auch die Verbraucher werfen weg, was noch lecker schmeckt. Aber es geht auch anders!

■ ■ Eine dreiviertel Stunde hat Gerhard Liebe gebraucht, um seinen Einkaufskorb mit Kartoffeln zu füllen – direkt vom Acker. Da war noch genug übrig, nachdem die Erntemaschine ihre Arbeit verrichtet und planmäßig 40 bis 50 Prozent der Kartoffeln aussortiert hatte, weil sie zu groß, zu klein oder zu knobbelig für den Verkauf sind. „Ich bin froh, wenn Leute kommen und nachlesen. Das hilft mir ein wenig über das ethische Problem der Lebensmittelvernichtung hinweg“, kommentiert Landwirt Friedrich-Wilhelm Graefe zu Baringdorf den Besuch des Rentners auf seinen Kartoffelfeldern. Nicht ganz legal aber durchaus vielfältig ernährt sich auch die „Mülltaucherin“ Hanna Poddig: aus den Abfalltonnen der Supermärkte. Die junge Frau ist nicht arm, sondern protestiert mit ihren nächtlichen Containertouren gegen die Lebensmittelverschwendung in einer Überfluggesellschaft. Bis zu 25 Kilogramm Lebensmittel pro Einwohner und Jahr werfen Einzelhändler hierzulande weg, weil das Obst und Gemüse nicht

mehr ganz frisch aussieht oder das Mindesthaltbarkeitsdatum verpackter Produkte abgelaufen ist.

Was wir vernichten, könnte Hungernde satt machen

„Früher war es das Verdienst der Einzelhändler, hungrige Menschen satt zu machen. Heute müssen sie sich etwas einfallen lassen, um satte Menschen hungrig zu machen“, beschreibt Michael Gerling vom Bundesverband Deutscher Lebensmittelhandel die veränderten Herausforderungen in dieser Branche. Mit mehr als hundert Joghurtsorten, Früchten aus aller Welt, einer üppig gefüllten Fleischtheke und preisgünstigen Großpackungen sollen Verbraucher im Supermarkt zum Kauf verführt werden. Das klappt immerhin so gut, dass viel mehr eingekauft als in den Haushalten benötigt wird – und statistisch jeder Endverbraucher wiederum Lebensmittel im Wert von mehr als 300 Euro pro Jahr wegwirft, vielfach noch original-

Wissen sammeln, Müll vermeiden

Der Kinofilm „Taste the Waste“ von Valentin Thurn hat der Bewegung gegen Lebensmittelverschwendung Aufmerksamkeit verschafft. Im September 2011 haben „Brot für die Welt“, der Evangelische Entwicklungsdienst und Slow Food unter dem Motto „Teller statt Tonne“ in Stuttgart, Berlin und anderen Städten Straßenpassanten zu einem veganen Mittagessen eingeladen, das von vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern aus nachgelesenen Feldfrüchten zubereitet wurde.

- Stefan Kreuzberger, Valentin Thurn: Die Essensvernichter. Warum die Hälfte der Lebensmittel im Müll landet und wer dafür verantwortlich ist. Kiepenheuer&Witsch, Köln 2011
- Tristram Stuart: Für die Tonne. Wie wir unsere Lebensmittel verschwenden. Artemis und Winkler, Mannheim 2011
- Valentin Thurn: Essen im Eimer. Die große Lebensmittelverschwendung. DVD mit Arbeitshilfe, erhältlich bei: www.brot-fuer-die-welt.de/shop
- aid infodienst Ernährung, Landwirtschaft, Verbraucherschutz e. V.: www.was-wir-essen.de/einkauf/keine_lebensmittel_in_den_muell.php



Kleinbauern in Afrika und Lateinamerika wollen produzieren und satt werden – verlieren aber immer öfter ihr Land an große Konzerne

verpackt. Insgesamt geht entlang der Lebensmittelkette durch Nachernteverluste, Tierfütterung, Transportschäden, im Handel und beim Verbraucher mehr als die Hälfte der Nahrungsenergie verloren. 1,3 Milliarden Tonnen Lebensmittel im Jahr gelangen so weltweit nicht in den Verzehr – deutlich mehr, als benötigt würde, um eine Milliarde Hungernde satt zu machen.

Steigende Getreidepreise treffen arme Menschen härter

Seit einigen Jahren steigen die Börsenkurse für Grundnahrungsmittel wie Weizen und Reis. „Ob wir das Getreide wegwerfen, indem wir es in den Tank pumpen, indem wir es auf die Müllhalde werfen oder aus lebensmittelrechtlichen Gründen nicht mal mehr an Schweine verfüttern dürfen: Es ist aus der Lebensmittelkette rausgenommen und treibt die Preise“, erklärt der Entwicklungsökonom Joachim von Braun diese Zusammenhänge. Während deutsche Verbraucher 50 Cent mehr für ein Brot noch verschmerzen können, treffen die gestiegenen Getreidepreise arme Menschen in Entwicklungsländern besonders hart, weil sie bis zu 80 Prozent ihres geringen Einkommens für Nahrungsmittel ausgeben müssen. Noch direkter wirken sich die Ansprüche der europäischen Verbraucher und der Wettbewerb der Supermärkte auf Kleinbauern in Afrika und Lateinamerika aus. Sie verlieren zunehmend ihr Ackerland an große Konzerne und können dann vom mageren Lohn eines Erntearbeiters ihre Familien nicht mehr ernähren.

Mahlzeit statt Müll

Jeder Einzelne kann dazu beitragen, dass weniger Lebensmittel weggeworfen werden. Das fängt bei einem planvollen Einkauf an und setzt sich in einer kreativen Resteverwertung fort. Dabei ist gut zu wissen, dass es gesetzliche Verbrauchsdaten nur für Eier, Fisch und Fleischprodukte gibt. Das sogenannte Mindesthaltbarkeitsdatum wird hingegen von der Industrie selbst festgelegt und bezieht sich nicht auf Gesundheitsgefahren, sondern nur auf Qualitätsmerkmale wie zum Beispiel die Konsistenz eines Joghurts. Nach Ablauf des Datums mag sich Molke im Becher absetzen, doch mit etwas Umrühren kann der Joghurt durchaus noch viele Tage lecker schmecken.

Auch auf institutioneller Ebene gibt es zukunftsweisende Initiativen. So geben rund 900 Tafeln in Deutschland an Bedürftige Lebensmittel weiter, die der Handel zuvor aussortiert hat. In den englischen Food Cycle Cafés werden preisgünstige Mahlzeiten aus nicht mehr verkäuflichen Lebensmitteln zubereitet. Einige Bäckereien verkaufen Brot kurz vor der Schließung oder am Folgetag zum reduzierten Preis. In einer niederländischen Supermarktkette dürfen Kunden alle Lebensmittel kostenlos mitnehmen, deren Haltbarkeitsdatum innerhalb der nächsten zwei Tage abläuft. Mit diesem Konzept vermeiden die Supermärkte nicht nur Müll, sondern sparen sich auch die Arbeit, die abgelaufenen Waren selbst auszusortieren.

Franziska Krisch

Meine Geschichte



„Schon mittags gab's Bier“

Mit Hilfe der „Lebensmeisterschaft“ Zwickau ist Uwe Schmutzler, 28, vom Alkohol losgekommen

■ ■ Im letzten Jahr hat es bei uns im Haus gebrannt. Dabei wurde meine ganze Wohnung zerstört. Ich war hier im Jugendclub. Aber mein Hund Flecki, ein Münsterländer, war in der Wohnung. Als ein Freund anrief und sagte, ich soll schnell nach Hause kommen, war ich mir sicher: Mein Hund lebt nicht mehr. Flecki lag ohnmächtig hinter der Wohnungstür. Wegen Explosionsgefahr durften wir sie erst mal nicht aufbrechen. Ich konnte nichts machen! Aber Flecki hat es geschafft. „Immer schön am Bauch kraulen“, sagte der Tierarzt, als Flecki

„Aber ich habe diesen herben Rückschlag überstanden, ohne wieder zu trinken.“

im Freien war. „Dann muss er niesen, und es kommt Sauerstoff in die Lungen.“ Der Hund war fertig. Und ich auch. Obdachlos, ohne alles! Aber ich habe diesen Rückschlag überstanden, ohne wieder zu trinken. Das macht mich sehr stolz, weil ich große Probleme mit dem Alkohol hatte.

Angefangen hatte es während der Lehrzeit. Da war ich 16 Jahre alt. Ich hab eine Lehre zum Tischler gemacht und zwischendurch als Trockenbauer gearbeitet. Wir sind viel auf Montage gewesen. Oft gab es da schon mittags Bier. Das ging dann bis spät am Abend so weiter. Echter Gruppenzwang.

Ich musste auch schon Arbeitsstunden ableisten. Wegen schwerer Körperverletzung im Stadion. Trotzdem habe ich selber nie gesagt, dass ich ein Alkoholproblem habe. Ich hab es nicht so empfunden. Hier in Zwickau haben wir oft im Stadtpark gegessen und getrunken. Im Winter auch bei Minusgraden. Die Diakonie hatte eine Art Wohnmobil, in dem Streetworker heißen Tee ausschenken. Die haben uns gefragt, warum wir hier draußen sitzen, ob wir nicht in den Jugendclub in der Bahnhofsvorstadt kommen wollen? Aufwärmen,

Tischtennis und Fußball spielen, reden, Musik hören. Da ist es mit dem Trinken besser geworden. Die Diakonie hat mir auch mit der Therapie geholfen. Aber nach drei Wochen Entgiftung hatte ich einen Rückfall. Und im Suff Scheiße gebaut. Es folgte die Langzeittherapie – drei Monate lang.

Ich bin dann von der Diakonie in das Projekt Lebensmeisterschaft integriert worden. Anfangs habe ich gemeinnützige Stunden geleistet, danach war ich ehrenamtlich tätig. Inzwischen arbeite ich als Fachanleiter in der Tischlerei. Immer mittwochs und freitags von 9 bis 14 Uhr. Ich betreue jemanden, der hier seine Arbeitsstunden ableisten muss. Ich helfe ihm in der Holzverarbeitung und im Malerbereich. Wir machen Holzspielzeug. Wir bauen auch Sachen für die „Kiste“, den Kinderclub hier im Gebäude, eine Marmelbahn oder Geschicklichkeitsspiele.


Ich hab den Leuten von der Stadtmission so viel zu verdanken. Die standen immer hinter mir. Ich mache meinen Führerschein und ich kann mir auch vorstellen, meine abgebrochene Tischlerlehre zu Ende zu machen. Oder noch einen anderen Beruf zu lernen. Kfz-Mechaniker würde mich reizen.

Protokoll: Sibylle Kölmel

Projekt „Lebensmeisterschaft“ der Stadtmission Zwickau

Im Jugendclub „Lutherkeller“ der Stadtmission Zwickau e.V. treffen sich junge Menschen zwischen zwölf und 20 Jahren. Das Projekt „Lebensmeisterschaft“ ist eine Angebot der sozialdiakonisch offenen Jugendarbeit. Die Mitarbeiter/-innen haben stets ein offenes Ohr für alle möglichen Probleme.

www.diakonie-zwickau.de



Wir helfen,
die Landwirtschaft
zukunftsfähig
zu machen.
Ihre Spende hilft.

Postbank Köln 500 500 500 BLZ 370 100 50

Brot
für die Welt

www.brot-fuer-die-welt.de

Foto: Ch. Krackhardt

Impressum

Herausgeber: Diakonisches Werk der EKD,
Stafflenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Telefon (0711) 21590

Redaktion: Andreas Wagner (Chefredaktion),
Ulrike Baumgärtner, Ulrike Pape, Justine Schuchardt,
Telefon (0711) 2159455, redaktion@diakonie.de

Mitarbeit bei dieser Ausgabe: Dr. Norbert Bolin,
Ina Hochreuther, Sibylle Kölmel, Ulrike Meyer-Timpe

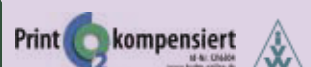
Verlag: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH, Emil-von-
Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt, Geschäftsführer: Jörg Bollmann,
Arnd Brummer, kaufmännische Verlagsleitung: Bert Wegener,
Layout: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH

Aboservice: bruderhausDIAKONIE, Gustav-Werner-Straße 24,
72762 Reutlingen, Telefon (07121) 278860

Anzeigen: m-public Medien Services GmbH,

Georgenkirchstr. 69/70, 10249 Berlin, Telefon (030) 28874835,
E-Mail: zurgeissel@m-public.de. Zzt. gilt Anzeigenpreisliste
4/2010. Mediaberatung: Susanne Zurgeissel

Druck: Bechtle Druck & Service GmbH & CoKG, Esslingen
Bezugs- und Lieferbedingungen: Das Diakonie Magazin
erscheint viermal jährlich. Der Bezug der Zeitschrift Diakonie
Magazin ist im Mitgliedsbeitrag des Diakonischen Werkes der
EKD e. V. enthalten. Dem Diakonie Magazin sind zwei Regional-
teile beigeheftet (Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau), Verlag
und Druck wie Bundesausgabe.





**Versicherer im
Raum der Kirchen**

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

Man kann Leben einfach versichern. Man kann es aber auch einfach sicherer und lebenswerter machen.

Gemeinsam tun wir das und unterstützen kirchliche und soziale Projekte.

**EIN SCHÖNES GEFÜHL.
RÜCKHALT.**



Telefon 0180 2 153456*
www.vrk.de

* Festnetzpreis 6 Cent je Anruf, Mobilfunkpreis maximal 42 Cent je Minute (60-Sekunden-Takt)